

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Askanier-Burg Werbellin

Brunold, F.

Leipzig, 1880

Hauptteil

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-578

von Brandenburk der hof stet wol,
dem ist alsô ze muote,
daz sin sint wisheit alsô vol
diu wisheit stêt nach guote.

Tanhuser.

Man sollte glauben und meinen, es gebe, namentlich in unserem deutschen Vaterlande, keinen Fleck mehr, wohin der Fuß des Touristen nicht gedrungen oder eine Reisekaravane nicht ihr Zelt aufgeschlagen hätte. — Und dennoch, wenn man nur die belebten Landstraßen verläßt, seinen Fuß abseits vom Wege setzt, man findet immer wieder noch hie und da, in ausgetretenem Sande, eine blühende Dase, ein Plätzchen, ein Stückchen Erde, wohin der Romantiker süß träumendes Kind sich geflüchtet, um welches der Sage Ephen seine Ranken geschlungen hat, während unter den Blättern die Geschichte wie vergraben und verzaubert ruht.

Eine halbe Stunde entfernt von dem im Jahre 1604 vom Kurfürsten Joachim Friedrich erbauten Städtchen Joachimsthal treten wir, von Eberswalde kommend, aus dem Walde heraus und unserem Auge zeigt sich unerwartet ein Landschaftsbild, schön und prächtig, wie man es in den verrufenen sandigen Fluren der Mark Brandenburg so zu finden nicht erwartete. — Wir stehen auf ziemlich bedeutender Höhe. Rechts zeigt sich, besonders wenn wir unseren Standpunkt ein wenig abseits von der Chaussee nehmen, der hochgelegene Grimnitzsee mit seinem Waldsaum dahinter und seinen am Ufer gelegenen Dörfern, während links vor unseren

Blicken ausgebreitet der 25 m tiefer als der Grimnitz liegende, sagenreiche Werbellin, diese Perle unter den Seen der Mark, sich einem Flusse gleich dahinschlängelt. Die Ufer desselben, und namentlich die auf der linken Seite, steigen waldbedeckt ziemlich steil und abhängig in die Höhe, während rechts der Wald in weiter, weiter Ausdehnung sich ausbreitet. Gleich einem gebogenen Silberfaden, der die Form eines lateinischen kleinen s angenommen, liegt der 1½ Meile lange, bis 38 m tiefe See zwischen den Bergen und Wäldern da, von schwer mit Holz oder Steinen beladenen Elb- und Oderfähnen durchfurcht, deren weiße Segel, gleich Schwänen, in der Ferne glänzen, die ihren Weg durch den Werbelliner Kanal zur Finow und weiter zur Oder oder Havel nehmen.

Zu unseren Füßen aber, an dem Ostufer des Sees, hat die gewerthätige Menschenhand durch ihre Anlagen den meilenlangen Forst hin und wieder gelichtet. Wie in den See hineingebaut, auf schmalen Landzungen, erglänzen einige Etablissements, deren Giebel sich in den Fluthen spiegeln, während vor und hinter denselben Wald und immer Wald sich zeigt. Es ist jener weitberühmte Werbelliner Forst, jetzt die Schorfheide genannt, jener Jagdgrund, der, was Rothwild betrifft, wohl einzig in seiner Art dasteht. Tausende von Hirschen birgt der Wald. Zu Hunderten sieht man sie morgens und abends zu den kühlen Wassern des Werbellin ziehen. Es ist ein königlicher Jagdgrund. Und wie es jetzt, so ist es seit undenklich langen Zeiten immer gewesen. Der Grund war immer und immer Jagdgrund, so lange Fürsten in der Mark regierten, ein Mensch hieher den Fuß gesetzt. Uralte Spuren des letzteren finden sich. Professor Virchow, der berühmte Anthropologe, hat mit Erfolg Nachforschungen nach Pfahlbauten an dem Ufer des Sees angestellt und die Lage und den Umfang der auf Pfählen errichteten und durch Brand zerstörten Hütten festgestellt. Außer einzelnen gemachten Funden an Steinhämmern, Messern und Aehnlichem gehören die gefundenen Wurfspeerspitzen, kleinen, breiten Hufeisen, Töpfe u. dgl. der spätwendischen Periode an, wie dies auch vielfach gefundene und aufgedeckte Gräber an einzelnen Stellen der Heide dargethan. Der See, der im Landbuche Kaiser Karl's IV. Werbelyn geschrieben steht, und dessen Gestaltung Zeugniß giebt von den mächtigen Fluthen, die bei der Bildung der Diluvialschichten der Mark gewaltet haben müssen, und dessen Gesamtflächeninhalt 3010 Morgen

14 Quadratruthen beträgt, ist reich an Fischen. Obschon nun aber der See mit seinen Fischen die ihm gebührende Beachtung gefunden, wie dies noch ein Schreiben des Kurfürsten Joachim II. vom Jahre 1565 an den Rath zu Eberswalde bezeugt, wo demselben aufgegeben wird, der Fische im Werbellin, so viel als zu bekommen, zu fangen — und dieselben zur kurfürstlichen Küche nach Berlin zu senden —, so war das Augenmerk aller Berechtigten doch stets und immerdar vorzugsweise auf den Wildstand der Heide gerichtet.

Und welch ein Wildstand war es seit undenklichen Zeiten bis auf den heutigen Tag! — Daß auch selbst einst der Mammuth nicht gefehlt, bezeugt ein hier gefundener Backenzahn des Thieres. Die Anwesenheit des Bären, des Wolfes verkünden noch die Namen einzelner Stellen im Walde: Bärenbicke, Wolfschlag, letzterer als Bezeichnung des Ortes, wo im Jahre 1809 der letzte Wolf in hiesiger Gegend gestellt und erlegt wurde, während in älteren Urkunden sich die Einladungen der Fürsten der Mark zu Wolfs- und Bärenjagden vorfinden.

Während aber nun gegenwärtig die jetzt so genannte Schorfheide, ein Name, der für die Forst am Werbellin sich bereits seit Anfang des vorigen Jahrhunderts findet, mit ihrem Jagdgehege nur einen Flächenraum von 3467 Morgen (885 Hektar) umfaßt, und wegen ihres abgeschlossenen, parkähnlichen Charakters, den dieselbe wohl auch in früheren Zeiten gehabt haben wird, nur mit dem Unterschiede, daß damals die Eiche vorherrschend war, wo jetzt die Birke den Platz behauptet, ein Lieblingsaufenthalt besonders des Rothwildes seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag geworden ist, so wurde der Wald vordem nur zu gern auch von Raubthieren aller Art besucht, wie dies mannigfache Verordnungen früherer Zeit zu ihrer Vertilgung und Ausrottung bezeugen. [Ein Versuch] vom Jahre 1681, Auerochsen und Elenthiere hier zu hegen, mißlang, indem die aus Preußen hieher versetzten Thiere nach Kurzem zu Grunde gingen, wogegen aus dem Jahre 1662 sich noch ein Hirsch von 38 Enden verzeichnet findet.

Unter solchen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß der Wald am Werbellin von jeher ein Lieblingsaufenthalt aller Fürsten der Mark gewesen ist und zu Jagdausflügen benutzt wurde. Während jetzt jedoch derselbe nur für einige Tage des Jahres, wenn die hohen und

höchsten Glieder des königlichen Hauses zur Jagd anwesend, im Festgewande sich zeigt, liegt er in der übrigen Zeit, zumal das Betreten seines Grundes am Schloß ja auch von jedesmaliger Erlaubniß des betreffenden Oberförsters abhängig gemacht ist, wie verschlafen und verzaubert da. Zieht der Mond, gleich einer Friedensfahne, über die Fluthen des Sees dahin, die Bäume rauschen und sich im Winde wiegen, das Wild zur Tränke eilt oder in den Gründen steht, ist's wie ein echt Eichen-dorff'sches Bild:

Hörst du nicht die Quellen gehen
Zwischen Stein und Blumen weit,
Nach den stillen Waldes-Seen,
In der schönen Einsamkeit?
Von den Bergen leis' hernieder,
Weckend die uralten Lieder,
Steigt die wunderbare Nacht,
Und die Gründe glänzen wieder,
Wie du's oft im Traum gedacht.

Des Waldes Glanzperiode jedoch war die Zeit der Askanier, dieser Hohenstaufen der Mark Brandenburg.

Am Harze lag das Bergschloß, die Stammburg derer aus dem Hause Ballenstädt; jener Herren, Grafen, Richter, Vorsteher und Markgrafen, die im Sachsenlande der Erbgüter viele besaßen, die den Schwabengau und einen Theil des Nordthüringergaues ausmachten und von ihrer Wahl- und Dingstadt, der Grafschaft Aschersleben, den Namen führten, woraus, da dieser Ort, diese Grafschaft in den lateinischen Urkunden den Namen Ascharia hatte, der Name Ascania wurde, aus welchem für die Markgrafen der Ausdruck die Askanier entstand.

Der Wenden wegen, diesem auf niedrigerer Kulturstufe als die Deutschen der Zeit stehenden Volke, das hinter seinen Sümpfen und Wäldern heraus nur zu oft die angrenzenden Gaue, Dörfer und Städte beunruhigte, mit Feuer und Schwert wüthete, wurden aus den freien Landbesitzungen, deren Inhaber allein der Gerichtsbarkeit der Könige und Kaiser unterworfen waren, Gaue und Grafschaften, besonders in der Altmark, gebildet. Mehrere dieser Gaue, die gemeinhin zugleich in ihrer Gesamtheit Gerichtsbezirke oder Grafschaften ausmachten, wurden dann einem gemeinschaftlichen Heerführer unterstellt, der die Gerichtsbarkeit im

Namen der Kaiser und Könige handhabte und den Titel Herzog oder Markgraf erhielt, welcher letztere Titel bereits 980 dem Herzoge Dietrich, dem ein nördlicher Theil des alten Sachsenlandes, die Gegend bei Helmstedt und Königslutter unterstellt war, in einer Urkunde des Kaisers vorkommt. Diesem Herzoge Dietrich wurde schon im Jahre 968 vom Kaiser Otto I. neben dem Herzoge Hermann von Sachsen der Befehl ertheilt, da er einem Grenzlande gegen die Wenden vorgesezt war, mit denselben vor der Hand noch keinen Frieden zu schließen. Nachdem besagter Dietrich jedoch durch Uebermuth und Härte die seiner Aufsicht und Bewachung anvertrauten Wenden im Juni 983 zu einem Aufstande reizte, so daß dieselben alle Städte und Dörfer der Sachsen bis an den Tangerfluß verwüsteten und zerstörten, wo sich ihnen erst Markgraf Dietrich, unterstützt von dem Erzbischofe zu Magdeburg, wie dem Bischofe von Halberstadt siegreich entgegenzustellen vermochte, entsezte ihn der Kaiser seiner Würde, welche einem Grafen Lothar von Walbeck nun anvertraut wurde.

Ueberhaupt muß wohl die Ansicht mehr und mehr Raum gewinnen, daß die Wenden im großen Ganzen nicht das räuberisch-kriegerische Volk waren, als welches es in der Geschichte verzeichnet steht, sondern daß die Eroberungssucht der Sachsen und ihrer Herzöge ein gutes Theil besagter Schuld auf sich zu nehmen hat. Obermüller, in seiner Urgeschichte der Wenden, sagt: „Thatsache ist, daß diejenige Völker-Sippe, welche man jetzt die slavische nennt, lange vor Ankunft der deutschen Sachsen und Sueven sich nicht bloß in ihren heutigen Sitzen befand, sondern sich auch längst der Ostsee und Nordsee über den Harz bis nach Belgien gezogen hatte, wo sie am Rheine neben Franken und Friesen als Warnen oder Weriner von Procop und in den Ardennen als Rymbern oder Nervier von Appian, dann als Neurer von Herodot in Podolien genannt werden. Die Bangirnen am Oberrhein auf dem Wormsfelde waren sicher ebenfalls Wenden, oder nach damaligem Sprachgebrauche Slaven, denn uain ist Wiese und uaindae sind die Wenden, Viehzüchter, gerade wie uang oder fang Viehpferch bedeutet.“

Sind nach diesem die Slaven vor den Deutschen in Europa eingewandert, so sind sie auch von diesen nach und nach verdrängt und unterjocht worden, wonach sie also auch nicht ein Volk der Eroberung, sondern, wie schon der Name besagt, nur ein sesshaftes gewesen sein können,

ihren Wohlstand nicht auf Krieg und Eroberung, sondern auf Viehstand und Weide basirend.

„Die deutschen Sachsen und Gothen kamen mehr als hundert Jahre vor Christo, ein Schwarm dem anderen folgend, allmählich nach dem europäischen Skythen- und Sarmaten-Ländern, und so auch an die Ost- und Nordsee, wo sie die schon Jahrhunderte daselbst angesiedelten verschiedenen Wendenstämme unterjochten, indeß, allmählich durch die Kriege mit den Römern immer weiter westlich und südlich gelockt, es der alten Bevölkerung möglich machten, sich nach und nach wieder zu erheben und zu befreien, ein Zustand, der weit bis in das Mittelalter sich erhielt, schließlich aber damit endete, daß an der Ostsee die Wenden nochmals unterjocht wurden, in Folge dessen die deutsche Sprache auch an der Ostsee die Oberhand erlangte, während in den heutigen sogenannten Slavenländern andere Mundarten sich erhielten.“

Daß jedoch auch wendische Poesie sich noch lange nach diesem erhielt, beweist das von Herder mitgetheilte wendische Spottlied: Die lustige Hochzeit. „Wer soll Braut sein?“ welches vor etwa 200 Jahren von den Wenden in der Mark noch gesungen wurde, wie viele andere von Haupt gesammelten Volkslieder der Wenden.

Aber von welcher Seite auch Kampf und Ueberfall heraufbeschworen wurden, die Sachsen drangen mehr und mehr siegreich gen Osten vor, die Wenden wurden unterjocht, wo nicht durch das Schwert, so durch das Wort. Bisthümer und Klöster wurden gegründet — und die Segnungen des Christenthums, wenn auch oft durch gewaltsame Weise, zu verbreiten gesucht. Das Bisthum Brandenburg wurde 949 gegründet, das christlich-germanische Völkerleben entwickelte sich mehr und mehr zu höchster Kraft und Blüthe — und der Kampf gegen die heidnischen Slaven nahm religiöse und kreuzritterliche Begeisterung an, bis Graf Albrecht der Askanier, geb. 1106, gest. 1170, zum Stifter der Markgrafschaft Brandenburg wurde und Land und Leben einen mehr einheitlichen, fürstlichen Glanz und Macht bekam. Im Jahre 1133 wurde derselbe — er war ein Sohn des reichen Grafen Otto von Ballenstädt, aus dem alten Hause der Grafen des Schwabengaus — vom Kaiser Lothar mit der Mark Soltwedel beliehen, nachdem der bisherige Markgraf Konrad von Plözkau in Italien den Tod gefunden. Stadt Brandenburg wurde 1142 erobert;

Primiſlav, der Wendenfürſt, floh über den Königswall bei Potsdupini (Potsdam) bis zum ſogenannten, durch Dichtung und Sage bekannten Schildhorn, wo ihm die Flucht gelang und er in Folge deſſen zum Chriſtenthum übertrat, ſich dem Sieger unterwerfend. Und wenn ſein Neffe Jazko oder Jazko auch noch für längere Zeit den Kampf aufnahm, ſelbſt Stadt Brandenburg noch einmal wieder eroberte, der Markgraf von Soltwedel blieb dennoch zuletzt Sieger; die Nordmark erhielt den Namen Altmark und Albrecht der Bär hieß fortan nicht mehr Markgraf von Soltwedel, ſondern Markgraf von Brandenburg. Die Wenden waren beſiegt, die Länder zwiſchen Elbe und Oder hatte er zu Lehen erhalten; das Kreuz war aufgepflanzt; deutſches Weſen und chriſtlicher Glaube breiteten ſich aus; Albrecht, von ſeiner mit ſeiner Gemahlin unternommenen Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande heimkehrend, brachte Tempel- und Johanniter-Ritter mit und bewog dieſelben, ſich der Ausbreitung des Chriſtenthums, der Beſiegung der Wenden gen Oſten und Norden angelegen ſein zu laſſen.

Nach dem Tode Albrecht des Bären trat ſein Sohn Otto I. in ſeine Fußtapfen und Rechte. Kaiſer Friedrich I., Barbaroſſa, ernannte ihn zum Erzkämmerer des Reichs, wodurch er nicht allein zu dem Range eines Reichsfürſten erhoben, ſondern wodurch auch die zukünftige Größe und der Glanz ſeines Hauſes angebahnt wurde.

Seinem Sohne Otto II. fiel der Titel Markgraf von Brandenburg zu, während er den Landbeſitz mit ſeinen beiden jüngeren Brüdern Heinrich und Albrecht, die den einfachen Rang als Grafen einnahmen, theilte. Er iſt der erſte, von dem man mit Gewißheit weiß, daß er ſeine Markgraſchaft vom deutſchen Reiche zu Lehen beſaß. Sein Nachfolger wurde, da er ohne Kinder war und ſein Bruder Heinrich bereits früher mit Tode abgegangen, ſein Bruder Albrecht, Graf von Arenburg. Er regierte von 1205 bis 1220, und ihm folgten ſeine beiden minderjährigen Söhne Johann I. und Otto III., über welche der Erzbischof zu Magdeburg die Vormundſchaft zu führen hatte, welches Recht ihm jedoch von der Mutter der Prinzen, Markgräfin Mechtild, um den Preis von 1900 Mark Silber abgekauft wurde, worauf Beide bald darauf die eigene Regierung antraten. Die Belehnung mit der Markgraſchaft und den übrigen Reichslehen wurde vom Kaiſer Friedrich II. doch nur dem Markgrafen Johann ertheilt,

der auch am Pfingstfeste des Jahres 1231 zum Ritter geschlagen wurde. Beide Brüder nahmen im Jahre 1258 eine allgemeine Landestheilung vor, welche Theilung 59 Jahre, bis zum Aussterben der Ottonischen Linie, in Kraft blieb. Beide Fürsten gewannen Macht und Ansehen in hohem Grade und ihre Hülfe wurde oftmals in Anspruch genommen.

Johann, vielfach der Städteerbauer genannt, hieß in seinem Landestheile Städte und Klöster anlegen, gründete Stadt Lychen 1248, erbaute Kloster Chorin vor 1273, erweiterte Angermünde u. s. w., wogegen er in der weitausgedehnten Werbelliner Heide, einen Jagdgrund, der nicht in der unternommenen Theilung des Landes mit einbegriffen war, sondern deren Grund und Boden allen Fürsten und Inhabern der Mark gemeinsam zu eigen war, als Gründer und Erbauer der einst dort vorhandenen gewesenen Schlösser und Besten genannt wird.

Der Werbellinwald, dieses köstlichste aller Waldreviere, zwischen den Städten Liebenwalde, Behdenik, Angermünde, Eberswalde und Biesenthal gelegen, hatte in seiner Gesamtausdehnung einen Flächenraum von 159520 Morgen und 175 □ Ruthen, und seine größte Länge betrug 5, seine Breite 4 Meilen. Kleinere und größere Seen, unter welchen der Werbellin der größte, schönste und bedeutendste, liegen in demselben. In alten Schriften wird die magna merica Werbelin, Werbellin oder Werbelyn geschrieben, vielfach genannt, auch seiner im Landbuch Kaiser Karl's IV. von 1375 gedacht.

Hier nun, in dieser selbst für die damalige Zeit ausgedehnten großen Heide, reich mit Buchen, Eichen und sonstigem Laubholz bestanden — weniger mit Kiefern, wenn auch der Ausdruck Kiefernheide mehrmals vorkommt, in Folge falscher Ableitung des lateinischen merica für Kiefernheide von erica, das Heide bedeutet, wie denn nach neueren Forschungen merica keineswegs Kiefernheide, sondern Waldmark, Forst unter dem Baum, Botmäßigkeit seines Herrn, im Gegensatze zu dem allgemeinen Wald, bedeutet — wurde vom Markgrafen Johann tief im Walde am Westufer des Grimnitzsees, des zweitgrößten im Werbellinforst, wahrscheinlich um das Jahr 1247 ein Schloß erbaut, das bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts sich noch, wenn auch trümmerhaft, erhalten — und dessen Grundmauern zum Theil noch vorhanden, gegenwärtig der Industrie und dem Hammer der Steinschläger zum Opfer fallen sollen.



Das Schloß muß ein für damalige Zeit stark befestigtes gewesen sein, wie es denn mehrfach als Grenzfestung gegen die Uckermark, deren bereits in einer slavischen Völkertafel im Kloster zu St. Emmeran zu Regensburg aus dem 10. Jahrhundert unter dem Namen Uerizan, auch Uerizan, gedacht wird, aufgeführt ist. Es war von allen Seiten, theils durch den Grimnitzsee, theils durch Sümpfe und Gräben, vor Ueberfällen geschützt, ein in einem Keller noch bis vor Kurzem erhaltener Brunnen deutet an, daß man selbst auf eine Belagerung es konnte ankommen lassen; wie es auch, den oftmals hier anwesenden Fürsten, Herren und Dienern nach, auch räumlich höchst ausgedehnt gewesen sein muß. Nicht weit vom Schloß, kaum eine kleine halbe Stunde von demselben entfernt, stehen abseits vom Wege, nach dem Dorfe Friedrichswalde hin, in dortiger Kiefernheide drei ziemlich hohe, aus starken Felssteinen aufgeführte vier-eckige Pfeiler, die mit einem vierten, der nicht mehr vorhanden, wie auch die verbindenden Seitenwandmauern sich nicht mehr vorfinden, ein ziemlich geräumiges Gemach oder eine Art Thurm, Warte abgegeben haben müssen. Niemand weiß sich über den vormaligen Zweck dieses Gemäuers Auskunft zu geben, während es beim Volke bis auf den heutigen Tag noch „das witte Hüfekin“ — das weiße Haus — genannt wird. Der Sage nach ging von Schloß Grimnitz nach diesem Hause ein tiefverdeckter unterirdischer Gang, und möchte man, auf diese Sage weiter bauend, jenes Häuschen ein sogenanntes Lug' ins Land, ein Wächterhaus, ein Fort für Festung Grimnitz nennen, aufgeführt zur Sicherheit gegen räuberische Ueberfälle der Pommern, diesem damals stets unruhigen Nachbar. Schloß Grimnitz hat, wie bereits gesagt, Jahrhunderte gestanden — und nicht allein die Askanier, sondern auch die nachfolgenden Hohenzollernschen Fürsten hielten sich oft und gern hier auf. Und wenn bei dem bekannten, folgereichen Vertrage, der im Jahre 1529 hier auf Grimnitz zwischen Mark und Pommern zu Stande kam, nach welchem Pommern beim Aussterben seiner Fürstenlinie an Brandenburg fallen sollte, dieser Vertrag datirt ist: zu der neuen Kemnade an der Grimnitz — so ist damit nicht ein hier neuerbautes Schloß, sondern wohl jenes Haus, Kemnade vom lateinischen *caminata*, Feuerstelle, abgeleitet, welches lange Zeit vor Gründung der Stadt Joachimsthal dort gestanden und als erstes ziemlich geräumiges Haus unter dem Namen das Fürstenhaus dort bekannt war.

Markgraf Johann hatte es sich jedoch mit der Erbauung dieses einen Schlosses Grimnitz in der weiten Werbelliner Forst nicht genügen lassen, er legte deren noch zwei andere an: Schloß Breden und Schloß Werbellin, deren Erbauung mit ersterem zu gleicher Zeit, um das Jahr 1247, erfolgt sein wird. Erwägt man, daß die Fürsten damals keine feste bleibende Residenz hatten, daß ihre Haupterholung, ihr fürstliches Vergnügen zumeist in der Jagd bestand, der große weite Werbellinforst die reichste und angesehenste Jagdbeute lieferte, so war es natürlich schon durch die Nothwendigkeit geboten, auch Orte und Wohnstätten zu haben, wo man auszuruhen und längeren oder kürzeren Wohnsitz zu nehmen vermochte.

Das kleinste dieser Schlösser ist, allen Nachrichten zufolge, Schloß Breden, oder wie das Landbuch Kaiser Karl's IV. schreibt, Schloß Breten gewesen. Der Ort, wo es gestanden, ist mit völliger Sicherheit nicht anzugeben. Das Landbuch sagt: Breten est castrum sine oppido et sine villa, jacens in magna merica Werbelyn. Zwischen Altenhof und Eberswalde, vor Lichterfelde, wird ein Berg Hausberg genannt, und hat man hier die Stelle zu finden geglaubt, wo genanntes Schloß gestanden, ohne jedoch weitere Gründe für diese Annahme anführen zu können, wogegen die Meinung, daß es zu Altenhof auf jener Stelle gestanden habe, wo gegenwärtig das dortige Försterhaus sich befindet, mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat. Das Schloß ist nach Allem, was vorliegt, nur ein überaus kleines gewesen. Als besagtes Försterhaus vor mehr als hundert Jahren dort erbaut werden sollte, fand man im Grunde tiefgemauerte Fundamente und Keller, und in diesem, außer mehrfachen alten Kupfergeräthschaften, auch ein Faß mit altem Wein, dessen Dauben bei der Berührung in Staub zerfielen, während der Wein, wie zu Gallert verdickt, nicht ausfloß. Ein ziemlich festes Gebäude mußte demnach vor dem hier gestanden haben. Und wenn man erwägt, daß der alte Hof dicht bei dem dritten Schlosse, dem Schlosse Werbellin lag, die Räumlichkeiten des Schlosses Breden also leicht zur Unterbringung für das Gefolge der zahlreich anwesenden Gäste auf Schloß Werbellin dienen konnten, so wird gedachte Annahme, daß das Schloß Breden hier gestanden, nicht gut abzuweisen sein.

Der Sage nach, nach welcher im Werbellin eine Stadt versunken

sein soll in Folge der Leppigkeit seiner Bewohner, und Werblo geheißten, deren Glocken man aus der Tiefe von Zeit zu Zeit herauf höre, wie denn auch der See alljährlich, namentlich zu Johanni, sein Menschenopfer haben müsse, ist in jenem Keller zu Altenhof eine verschlossene eiserne Thür gewesen, die Niemand zu öffnen vermocht. Dieselbe hat einen Gang geschlossen, der hinab zur versunkenen Stadt geführt.

Während nun von Schloß Breden datirte Urkunden höchst wenige sich vorfinden, wird des Schlosses Werbellin in solchen häufig Erwähnung gethan.

Am Südenoee des schöngelegenen Sees, des Werbellin, wurde es, wie schon bemerkt, im Jahre 1247 gebaut. Seiner Lage nach und inmitten des reichsten Wildstandes gelegen, wurde und war es der Lieblingsaufenthalt der Aestnischen Fürsten, wie es denn namentlich unter der Regierung Waldemar's seine Glanzperiode gefunden. In Bezug auf seine Größe, Bauart und Lage fehlen genauere Nachrichten, doch geben die Untersuchungen des Terrains, wie der noch vorgefundenen Ueberreste immerhin manchen Anhaltspunkt. Das Land um den noch jetzt so genannten Schloßberg, auf welchem Burg Werbellin gestanden, ist sumpfiges Wiesenland, aus dem mehrfach sandige Hügel aus dem Untergrunde sich erheben, die in ihrer Festigkeit sich zur Anlage fester Punkte besonders eigneten.

Eine solche aus Wiesenmoor sich erhebende Insel ist auch der erwähnte Schloßberg. Der Sumpf auf seiner nordöstlichen Seite, der damals gewiß bedeutender und unzugänglicher als später gewesen sein wird, schützte ihn gegen plötzlichen Ueberfall von dort her. Gegenwärtig geht durch diese Niederung der Werbellin-Kanal, der im Jahre 1766 angelegt und zur Schiffahrt eingerichtet wurde, um den See mit dem Finow-Kanal in Verbindung zu bringen. Nach Norden lag gleichfalls sumpfiges Moorland, dessen Rohrdickicht noch jetzt bis in den See hinausläuft, während die westliche Seite durch einen auf allen Karten sich noch vorfindenden acht Meter breiten Graben, der jedoch gegenwärtig bereits zugeschüttet worden ist, gedeckt war. Den einzigen festen Zugang hatte der Berg daher nur von der südwestlichen Seite her; da dies Terrain jedoch kaum sechs Meter breit gewesen sein kann, wird man es auch leicht durch Wall und Graben zu schützen und zu vertheidigen gesucht haben.

Die Burg selbst muß nach den vor zwanzig Jahren noch vorhanden gewesenen Fundamentüberresten zu schließen, ein Viereck von 30 Meter gebildet haben. Drei bis vier Meter tief und reichlich zwei und ein halb Meter breit werden die Feldsteinmauern gewesen sein, auf welche sich ein Bau von Holzwerk mit Mauersteinen ausgefaßt, erhoben haben muß, wie dies die in dem Wallgraben, der rings um die Fundamente ging, vorgefundenen verkohlten Balkenreste und Mauersteinschütte beweisen. Die verkohlten Balkenüberreste deuten aber auch darauf hin, abgesehen von den hier in reicher Zahl vorgefundenen Thonkrügen, Pfeilspitzen und Eisenzeugresten, daß die Burg durch Feuer zerstört worden sein muß. Ob diese Zerstörung nun durch die Litthauer, die um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Mark heimsuchten, erfolgt ist, oder, wie Andere meinen, durch einen Ueberfall der Quitzows geschehen sei, ist geschichtlich nicht mehr festzustellen. Bei einer im Jahre 1878 vorgenommenen Nachgrabung auf dem Schloßberg, zu welcher Zeit der Fundamentüberreste nur noch wenige vorhanden waren, brachte man einen Denar, unter Ludwig I. von Baiern (1322—51) geprägt, zu Tage. Ein Beweis, daß die Burg zu dieser Zeit noch gestanden haben muß, oder der Ort wenigstens noch, vielleicht bei einer Jagd, besucht wurde. Nach derselben wurde es stiller, einsamer, öder um den Berg, die Trümmerüberreste verfielen mehr und mehr, der Wald wucherte weiter, und die Sage begann ihren Ephen um das vormalige Schloß und den Berg zu schlingen. Man vermuthete Schätze hier, hielt geheimnißvolle Nachgrabungen, und als dieselben erfolglos blieben, trat das Leben zurück und der Ort, die Stelle, wo einst Pracht und Glanz und Macht geherrscht, lag, Dornröschen gleich, wie verzaubert, wie verschlafen im Walde, am geheimnißvoll rauschenden See, über den der Mond in stiller Majestät dahin zog.

Für Augenblicke wohl wurde diese Stille durch einen fern vorüberziehenden Jagdzug späterer Fürsten, durch des Wildes Gebrüll, durch einen dumpf verhallenden Schuß eines scheu dahin schleichenden Wilddiebes unterbrochen, um Dede und Stille darauf nur um so bemerkbarer zu machen. Und als auch diese Zeit vorüberging, die Fürsten seltener und seltener zur Jagd sich einfanden, Bären, Wölfe und Luchse, dem größten Theile nach, vertilgt und ausgerottet waren, der See seinen stärkeren Abfluß durch schon genannten Kanal erhielt, zugleich dadurch

mehr und mehr von seinen Ufern zurücktretend und die noch vorhandenen Schloßfundamentreste bedeutender bloßlegend, die Industrie durch Anlegung von Ziegeleien, die früher königliche im Jahre 1817, die Cementfabrik bei Wildau 1827 u. s. w. den Wald zu lichten und die Sümpfe auszutrocknen begann, wurde der früheren Zeit wenig oder doch nur selten gedacht. Der Berg blieb forstfiskalisches Eigenthum bis zum Jahre 1864, wo derselbe mit dem umliegenden Areal durch Tausch in den Besitz der Fabrik Wildau überging.

Die Worte des allbekannten Burschenliedes waren in Erfüllung gegangen: Ihre Dächer sind zerfallen, Wolken ziehen drüber hin. Der Oberforstmeister von Massow hat das Verdienst, Se. Königl. Hoheit Prinz Karl von Preußen auf den Berg, als auf eine Stätte der Erinnerung an das bedeutungsvolle Wirken der Astanischen Fürsten in der Mark Brandenburg aufmerksam gemacht zu haben. Und Se. Königliche Hoheit, erkennend, wie dieselben Gesittung und staatliche Ordnung rings um sich in die Lande brachten und verbreiteten, so den Boden gleichsam kultivirend, auf dem späterhin die Macht der Hohenzollern so glänzend erblühen sollte, wünschte, von persönlichem wie allgemein historischem Interesse geleitet, die Erwerbung des Schloßberges, um seine Erhaltung dauernd zu sichern.

Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Se. Königliche Hoheit Prinz Karl ist im Besitz der Stätte, auf der die Burg der Astanier, Werbellin, gestanden. Seine Majestät der Kaiser betrat dieselbe am 24. November 1877 auf der Durchfahrt zur Jagd nach Hubertusstock, jenem in der Schorfheide unter Friedrich Wilhelm IV. erbauten Jagdschlosse.

Der Berg wurde mit einem Gehege und einer Hecke umgeben, Eichen auf demselben gepflanzt und ein aus Felssteinen aufgeführter Aussichtsturm auf Befehl seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Karl zum Andenken an die Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Astanien, die hier von 1247 bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts residirten, zum bleibenden Gedächtniß einer glorreichen Zeit wie seiner Fürsten von dem Baumeister Büscher aus Eberswalde entworfen und aufgeführt. Derselbe wurde von Sr. Königlichen Hoheit am 2. Oktober 1879, nachdem am Grundstein in einem luftdicht verschlossenen metallenen

Kasten mannigfache Münzen, Zeitungen und Zeitschriften des Tages, wie eine kurze geschichtliche Uebersicht des Baues, seiner Entstehung und Veranlassung nebst anderem Bezüglichem niedergelegt war, feierlich eingeweiht, wobei die nachfolgenden Worte zum Ausdruck kamen:

Wie aus Nacht des Tages Helle
Durch die dunkle Wolke bricht;
So die hier geweihte Stelle
Mit der Welle zu uns spricht:

„Was gelebt — es muß vergehen;
Was vollendet — es versinkt;
Doch aus Keimen, ungesehen —
Sich ein neues Leben ringt.

„Lag der Raum nicht manch Jahrhundert
Unbeachtet, unbewacht,
Wo gewaltet hier, bewundert,
Gehrer Glanz und Fürstenpracht?

„Schwebet nicht durch dunkeltrüber
Wolken Schicht ein mächt'ger Nar?
Schreitet nicht im Geist vorüber
Der Askanier Waldemar?

„Greift er nicht mit mächt'gem Finger
Zu der Kaiserkrön' empor,
Bis der ruhelose Ringer
Schwindet wie ein Meteor?

„Sind nicht Jahre dann gekommen,
Wo verweht schien jede Spur,
Nam' und Zeit, kaum noch vernommen,
Lebte in der Sage nur?

„Bis in immer vollern, vollern
Zügen kam herauf die Zeit —
Und der Stamm der Hohenzollern
Macht und Glanz der Mark verleiht.

„Bis der Traum von jenen Stunden,
Der Askanier Ruhmeskranz,
Wird als Lorbeerreis gefunden
In der Kaiserkrone Glanz.

„Jetzt, wo sich im Spätherbstlaube
Dieser Bau hier leicht erhebt,
Der Erinnerung Friedenstaube
Ueber Wald und Wasser schwebt,

„Scheint es, als ob Geister grüßen:
Alte Zeit wurd' wieder jung —
Selbst dem Fürsten legt zu Füßen
Mächtig sich Erinnerung.

„Wie der Ephen dies Gemäuer
Wird umranken, ewig grün;
So auch mög' ein immer neuer
Ruhmesstranz den Thron umziehen. —

„Und so lang noch Herzen schlagen —
Erene Liebe sprech' es aus:
Gott mit uns! in allen Tagen!
Glück und Heil dem Zollernhanf!“



ehren wir nun zur Glanzperiode der Askanier, zu den Zeiten Johann's, Otto's und Waldemar's, zurück, so finden wir, daß vorgenannte Schlösser in der Werbelliner Heide — ein Name, der auch von dem russischen „Werba“ oder dem tschechischen „Wrba“ abgeleitet wird und womit man im Slavischen den baumartigen Strauch, die Saal- oder Sohlweide bezeichnet, mit denen ehemals die Ufer des Werbellin bedeckt gewesen sein sollen, während sich gegenwärtig als Unterholz der Wachholder in üppiger Fülle vorfindet, indeß Grimnitz vom Slavischen „Kremniak“, Feldstein, hergeleitet wird — zu Lieblingsaufenthaltörtern besonders der beiden letzteren Fürsten gedient haben.

Markgraf Johann, welcher die mit seinem Bruder Otto III. zuerst gemeinschaftlich regierten Länder getheilt, sodaß es von nun ab eine Ottonische und eine Johanneische Fürstenlinie gab, die in den Geschichtsbüchern gesondert behandelt werden, war 1266 gestorben und in dem von ihm erbauten, sich seiner besonderen Gunst und Fürsorge erfreuenden Kloster Chorin beigesetzt worden. Wenn nun in diesem, an Stelle des früher im Parsteinersee gelegenen Kloster Mariensee, welches im Jahre 1272 von seinen Mönchen verlassen wurde, um nach dem von Markgraf Johann neu erbauten Kloster Chorin überzusiedeln, sich noch im Jahre 1769, wo das Kloster, dessen Schiff 44 Fuß länger und um 17 Fuß höher als das der berliner Nicolaitirche gewesen, längst zerfallen und zerstört war, noch eine Steinschrift vorgefunden, in der es hieß: Anno 1254 ist

der Markgraf Johann I., Kurfürst zu Brandenburg, der dieses Kloster Cisterzienserordens gestiftet, allhier begraben, so deutet der Ausdruck Kurfürst und die falsche Todesjahreszahl an, daß diese Inschrift späteren Ursprungs und vielleicht zum Gedächtniß eingefügt wurde, nachdem die Gebeine der einst hier begrabenen Fürsten nach Berlin zur Domkirche geführt wurden, um dort ihre bleibende Ruhestatt zu finden.

Johann's Nachfolger, sein Sohn Otto IV., zubenamt „mit dem Pfeile“, hielt zu Schloß Grimnitz zumeist seinen Hof. Wann derselbe geboren, ist nicht bekannt. Seine Erziehung muß eine ausgezeichnete gewesen sein, wie er denn in allen ritterlichen Tugenden, Künsten und Fertigkeiten hoch hervorragend dasteht. Um seinen Fürstenhut, um seine Krone schlang er den Lorbeerkrantz des Dichters. War er doch einer der besten Minnesänger seiner Zeit, wie dies die von ihm noch vorhandenen Lieder bezeugen, und die Gehrenden, die fahrenden Säger seiner Zeit, weilten gern an seinem Hofe und sind in ihren Gefängen, ihren Liedern seines Lobes voll. Angethan mit einem Leib und Beine umschließenden Harnisch von lichten Ringen, über welchem ein Rock von rother Seide hing, den Schild mit Hermelin bedeckt, auf dem ein Adler von rother Farbe mit goldenen Klauen auf weißem Felde prangte, in der Hand den Stahl, der wie ein Spiegel glänzte, so ritt er einst an der Seite Richard's in Nantes ein. Und als er im Jahre 1263 sich mit der Tochter des Grafen Gerhard von Holstein, Namens Heilwigis, Heilwig, Hedwig, vermählte, entfaltete er eine Pracht, einen Glanz, wie er für damalige Zeit nicht großartiger gedacht werden konnte.

Um diese Zeit der keimenden und werdenden Minne hat die Sage die Geschichte überaus reich umwuchert und die dunkelen, lückenhaften Stellen der letzteren mit Blüthen und grünenden Blättern zu überdecken gesucht.

Ein Turnier war nach Holstein ausgeschrieben. Von fern und nah eilten die Fürsten und Ritter zu fröhlichem Waffenspiel herbei. Auch Otto fehlte nicht, wie denn sein Bruder Erich gleichfalls gekommen war. Während nun diesem Erich im Buche der Geschichte kein besonderer Platz angewiesen ist, sein Geburtsjahr nicht angegeben werden kann, wird er hier in der Sage als der älteste der Brüder, der zuerst berechnigte Inhaber der Markgrafenwürde bezeichnet. Beider Brüder Auge fiel auf

Heilwigis, der Siegeszeichenspenderin des Turniers. Der Jungfrau Herz neigte sich sichtbarlich dem Sieger im heißen Kampfspiele zu, dem Minnefänger, dem ritterlichen Fürsten Otto. Erich, dies erkennend, bezwang sein Herz und trat, den Vortheil dieses seines Schrittes für die dereinstige Größe der Mark erwägend, in den geistlichen Stand. Er wußte, so er dereinst als Erzbischof für Magdeburg berufen wurde, gewann er mit dem Krummstab zugleich fürstliche Macht, fürstliches Ansehen mit geistlicher Würde und konnte für die Mark ein bedeutender Mehrer an Land und Ansehen sein, als wenn er mit den Brüdern zugleich die einst vom Vater zu erbenden Lande regierte. Er brachte sein Herz der einstigen Größe seines Reiches zum Opfer. Doch noch ein Dritter, heißt es, sei in Liebe zur schönen Heilwig entbrannt. Der Ritter Bernhard von Wölpe hatte gehofft, deren Hand zu erringen. Als er sich in diesen seinen Hoffnungen bitter getäuscht sah, trat er gleichfalls in den geistlichen Stand, aber nicht mit einem Herzen der Versöhnung, sondern mit einem voll Rache erfüllten. Dieser Bernhard von der Wölpe, wie Heinrich Ammersbach in seiner Chronik vom Jahre 1684 schreibt, soll es nun ganz besonders gewesen sein, der die Wahl Erich's nach dem Abgange des Erzbischofs Conrad hintertrieben habe, worauf man statt seiner Graf Günther von Schwalenberg gewählt und nach diesem, der nur ein Jahr die erzbischöfliche Würde bekleidet, den genannten Bernhard von Wölpe, dem dann erst, nach zweimaligem Kriege Otto's gegen Magdeburg, Erich aus dem Hause der Askaniern als Erzbischof gefolgt ist. So, heißt es, habe verschmähete Liebe sich gerächt und sei zum Austrage gekommen.

Otto jedoch hat, der Sage nach, sich jeglicher Sorge ent schlagen. Er ritt, sein minnigliches Lieb auf milchweißem Zelter zur Seite, den Falken auf der Hand, zur Jagd. Ein Hirsch stieg auf; Herr Otto, von Jagdlust getrieben, verfolgte ihn und schoß ihm den Pfeil, da das Thier sich rückwendend ihm entgegen äugte, trotz des ängstlichen Warnungsrufes den Hirsch, der ein zahmer sei und dem Klausner, dem Frohse, gehöre, nicht zu tödten, in die Stirn, worauf das Thier sofort verendete. Der Eigenthümer des Hirsches, der Klausner, trat herzu und verhiess dem Markgrafen mit grausem Fluch, daß, da er seines Thieres nicht geschont, er demselben den Pfeil in die Stirne gesendet, so würde auch ihm

dereinst ein Pfeil in die Stirn dringen und jahrelang dort haften bleiben.

Ein Pfeil flog später bei Staßfurth, in seinem Kampfe mit Magdeburg, dem Markgrafen in die Stirn, wo er für längere Zeit haften blieb, bis ihn, wie die Sage spricht, jener Klausner, den Fluch von ihm nehmend, heraus genommen habe und Otto von da ab den Beinamen der mit dem Pfeile erhielt.

Markgraf Otto führte sein Ehegemahl nach der Mark. Die Mannessische Sammlung der Minnelieder, die noch sieben Lieder des Fürsten der Nachwelt aufbewahrt hat, zeigt ihn uns auch in einem Bilde mit einer schönen Frau am Schachbrett sitzend, in der wir wohl Frau Heilwig erkennen werden. Auch meinen wir nicht falsch zu gehen, wenn wir annehmen, daß wir hier ein Bild vor uns haben, wie Schloß Grinnitz es oftmals in der Wirklichkeit gesehen.

Der Markgraf sitzt, auf dem Haupte die flache, rothe, pelzverbräunte Mütze, im grünen Hauskleide mit rothem, goldgesäumtem Oberrock ohne Ärmel, eine Schachpuppe in der Hand, während die ihm gegenüber sitzende blonde Frau, wohl Frau Heilwigis, im pelzgefütterten Purpurkleide, den goldumsäumten Schleier im Haar, gleichfalls eine Schachfigur in der Hand hält. Vier Knaben als Spielleute, verschiedenartig gekleidet, stehen vor ihnen. Das brandenburgische Wappen, der rothe Adler mit gelber Binde über Brust und Flügel, fehlen, an der Wand und in den Fähnlein an den Instrumenten der Spielenden angebracht, nicht.

An dem glänzenden Hofe des prachtliebenden Fürsten und Minnesängers durfte Musik nicht fehlen. Die Gehrenden waren gern gesehene Gäste. Er dachte dann wohl, wenn ihre Harfen klangen, die Lieder tönnten der Zeit, da er selber gesungen:

Wie sol man baz gesprechen von der minne?
 nie man hât niht als(o) rechte guotes;
 Swer der pfliget, der waltet guoter sinne,
 minne tuot dem man niht arges muotes.
 Swer der minne ist under tân,
 si lât in manige tugent sehen,
 als ich die wisen hœre jehen,
 si lèret sünde lân.

was in der Uebersetzung Baeseler's also lautet:

Wie soll ich würdig sprechen von der Minne?
 Es rühmt sich keiner eines höhern Gutes;
 Wer ihrer pfleget, waltet guter Sinne,
 Minne thut dem Manne nicht arges Muthes,
 Wer der Minne sei unterthan,
 Sie thut's durch seine Tugend kund.
 Oft hört ich aus der Weisen Mund:
 Sie lehrt Sünde lan.

Otto mit dem Pfeile wird als ein überaus hochherziger, tapferer Fürst geschildert, der, zwar kein Freund der Kirche oder namentlich der Geistlichkeit, stets bedacht war seine Macht, seinen Einfluß und seine Lande zu vermehren.

Nach dem Tode seines Vaters regierte er mit seinen Brüdern gemeinsam die Mark. Nachdem sein älterer Bruder Johann 1281 gestorben, auch sein jüngerer Bruder Konrad, der Vater des nachmals berühmten Waldemar, mit Tode abgegangen, Erich sich dem geistlichen Stande gewidmet, wurde und blieb Otto das Haupt der Johanneischen Linie, dessen Lande nach seinem Tode, da er ohne Kinder war, auf Waldemar, den Sohn seines Bruders, übergingen, wodurch dieser zum mächtigsten und angesehensten Fürsten aus dem Hause der Askaniern wurde.

Otto, innig befreundet mit Ottokar, dem Könige von Böhmen, zog mit demselben 1270 gegen die Ungarn zu Felde, half Presburg erobern, stiftete später Versöhnung und Frieden zwischen Ottokar und Rudolf von Habsburg, und sein Anspruch auf die Kurwürde, wie seine Würdigkeit zur Kaiserwahl nach dem Tode Rudolfs, wie der österreichische Reichschronist Ottokar derselben in seiner Beschreibung der Heerfahrten Otto's gedenkt, war wohl berechtigt.

Aus Böhmen heimkehrend begann er 1278 seinen Krieg gegen Magdeburg, nachdem man dort seinen Bruder Erich nicht zum Erzbischof erwählt. Und hier war es, wo er, nachdem er mit höhnnendem Munde gerufen, daß er seine Pferde im Dome zu Magdeburg zu füttern gedenke, bei Frose, ein Name, der ihn verhängnißvoll an den Klausner erinnerte, dem er den zahmen Hirsch getödtet hatte, geschlagen wurde, nachdem der Erzbischof die Fahne des heiligen Moritz seinen Mannen vorauf getragen

hatte, sie zum Kampfe gegen die Brandenburger anfeuernd. Der Markgraf wurde gefangen genommen und mit ihm 300 seiner geharnischten Ritter. Der Erzbischof ließ ihn, als einen Frevler der geistlichen Macht und Kirche, in einen Käfig sperren und dem Volke zum Spott auf öffentlichem Platze ausstellen.

Der Markgraf ist gefangen! Das Wort geht wie ein Brand
Erschreckend durch die Marken, wer schützt nun das Land?
In Magdeburg gehalten wird er im Käfig fest —
Wer rettet nun den Vogel, wer bringt ihn in sein Nest?

Heilwig, des Markgrafs Fraue, die sann wohl früh und spat,
Sie fragt die Herrn vom Rathe, doch wußten die nicht Rath;
Von Rittern und vom Volke sie gerne Hülfe lieh —
Es fehlt das Haupt dem Körper, nicht handeln können sie.

Frau Heilwig, dies erkennend und erwägend, machte sich auf und zog als Nonne verkleidet gen Magdeburg, wo sie, als Büßerin zu jenem Domherrn kommend, um Freigebung des gefangenen Markgrafen bat. Der Gang, obschon nicht leicht und besonders zu dem Domherrn Bernhard von Wölpe, wurde mit Erfolg gekrönt. Der Markgraf wurde auf vier Wochen frei gegeben unter der Bedingung, 4000 Mark Silber zu zahlen oder aber nach dieser Frist in seine Gefangenschaft zurückzukehren.

Das war ein schlimmes Trostwort, schlecht war's damit bestellt;
Die Mark hat g'nug der Steine, doch nie genug an Geld;
Sie hat gar helle Seen, es glänzt der Wälder Grün —
Doch war hier Gold zu suchen stets ein vergeblich Müh'n.

Der Tradition nach hat sich der Markgraf nach Schloß Grimnitz zurückgezogen und Frau Heilwig in schwarzem Gewande Hülfe stehend sich von hier aus auf milchweißem Zelter nach Stolp zu Johann von Buch, dem Kanzler des verstorbenen Markgrafen Johann, begeben. Und der Kanzler, alle Bitterkeit niederkämpfend, alle Kränkungen, die er ehedem von dem sich jetzt in Noth befindenden Fürsten erfahren, vergessend, kam und führte den Markgrafen gen Angermünde. Dort ließ er die Mauer der Kirche an jener Stelle, wo eine Linde stand, aufbrechen und zeigte dem Markgrafen ein dort verborgen gewesenes Gewölbe, und

in diesem einen voll mit Silber angefüllten, aus einer Eiche gehauenen 8 Fuß langen, 2 Fuß breiten und $1\frac{1}{2}$ Fuß tiefen Trog.

Diesen Schatz hatte Markgraf Johann, mit Vorwissen seines treuen Rathes Johann von Buch, hier einmauern lassen, eine Linde zur Bezeichnung der Stelle eigenhändig an der Außenseite gepflanzt und dem Rathe die Weisung gegeben, von dem Dasein dieses Schatzes einem Sohne Kenntniß zu machen, wenn er oder das Land in höchster Noth. Und dieser Fall schien dem Herrn von Buch gegenwärtig eingetreten zu sein. Der Schatz wurde gehoben, das Lösegeld gezahlt und Markgraf Otto hatte seine Freiheit wieder, der in Gefangenschaft gehaltene Vogel hatte sich seiner Fesseln entledigt. Die Annahme, daß erwähnter Schatz sich in Tangermünde und nicht in Angermünde gefunden habe, wie dies zumeist in älteren Geschichtswerken, wo Tanger- und Angermünde oftmals verwechselt und verschrieben steht und noch zuletzt in den vaterländischen Gedichten von Otto Gruppe verzeichnet wird, ist eine irrige. Nach dem Vorbilde der Kirche des von Markgraf Johann erbauten Klosters Chorin war auch die Kirche zu Angermünde von diesem erbaut. Markgraf Johann hatte also die einfachste Gelegenheit, hier einen Schatz im Verborgenen niederlegen zu können, und wie er an der Grundmauer des Schlosses zu Werbellin eine Linde außerhalb pflanzte, so that er hier ein Gleiches. Außerdem wird die in der Mark schon damals begüterte Familie von Buch mit der in der Altmark angefahrenen sich kaum auf einen und denselben Vorfahren zurückführen lassen. Das altmärkische Geschlecht führt in seinem Wappen einen Querbalken im Schilde, während das Wappen der Uckermärker einen nach links springenden, aufrecht stehenden rothen Löwen in silbernem Felde, gekrönt mit einem Helme, dessen oberer Theil mit einem roth und weiß gestreiften Türkenbunde geziertes silbernes, nach links hervorspringendes Roß zeigt. Da nun dieser Zweig der Familie derer von Buch schon früh und namentlich im Jahre 1252 bereits als begütert zu Stolp bezeichnet wird, so liegt es nahe, daß Johann von Buch nicht zu Tanger-, sondern Angermünde bei Niederlegung des Schatzes zugegen war.

Genug, Otto war gerettet und seine Aeußerung den Magdeburgern gegenüber, die er bei Zahlung seines Lösegeldes that, daß sie einen Markgrafen nicht zu taxiren wüßten, da sie ihn sonst mit aufgerichteter Lanze,

hoch zu Ross, mit Weizen hätten überschütten lassen müssen, statt der viertausend Mark — ist nur ein Ausspruch der älteren Zeit, wie er gebräuchlich bei einem Todtschlag, zur Erkaufung des verwirkten eigenen Lebens war. Daß der Markgraf übrigens den ihm angethanen Schimpf nicht vergaß, zeigte er, daß er bereits schon im nächsten Jahr, dem Jahre 1279, die Magdeburger aufs Neue mit Krieg überzog, zumal dieselben bei erneuter Wahl wieder nicht seinen Bruder Erich, sondern jenen erwähnten Domprobst Bernhard von Wölpe zum Erzbischof erwählt hatten. Und hier, in diesem neuen Kriege, war es, wo dem Markgrafen bei Staffurth ein Pfeil in die Stirn drang, der länger als ein Jahr dort haften blieb, bis er, der Sage nach, durch jenen früher erwähnten Klausner entfernt wurde, und weswegen er den Beinamen Otto mit dem Pfeil erhielt. Er war und wurde einer der angesehensten und bedeutendsten Fürsten seiner Zeit, der überall sein Gebiet zu erweitern, sein Ansehen zu vergrößern suchte. Und wenn auch die Hoffnung, daß Erich, nachdem er den Erzbischofssitz erhalten, viel zur weiteren Machtentwicklung der Mark beitragen werde, nicht in Erfüllung ging, da derselbe bereits 1295 starb, so wußte Otto mit dem Pfeil sein Interesse überall im Auge zu behalten und fand sein Streben gemeinhin mit Erfolg gekrönt. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts reichten die Lande, welche seinem Scepter unterworfen waren, von der Elbe bis östlich weit über die Oder hinaus; ja dieselben erstreckten sich selbst bis zur Weichsel hin. Ueberall, wo es nur irgend angebracht, wurde der Markgraf zum Schiedsrichter erwählt, sein Schwert mit zur Vertheidigung und zur Hülfe aufgerufen, selbst sein Säckel in Anspruch genommen. An seinem Hofe herrschte Glanz und Pracht, Kunst und Wissenschaft, und die Sängere seiner Zeit sind stets seines Lobes voll.

Die Fürsten hielten Hof bald in diesem, bald in jenem ihrer Schlösser. Die Mauern derselben waren stark, die Gemächer nicht besonders groß und zahlreich, die Fenster klein, mit Hornscheiben versehen — und der Aufenthalt in diesen Burgen und Schlössern konnte, namentlich im Winter, wo der Eichenstubben im Kamin immer glühte und das Gemach mit Dunst und Rauch erfüllte, kein besonders angenehmer sein. Dennoch fühlte man sich behaglich, wie denn auch die Frauen an diesen Wechsel gewöhnt waren. War man nicht im Kriege, fröhnte man der Jagd.

Und aus diesem Grunde schon mußten die Schlösser, in deren Nähe das Wild reichlich vorhanden war, zu den Lieblingsaufenthaltorten der Fürsten gehören, was denn auch in Bezug auf Schloß Grinnitz und Werbellin stets der Fall gewesen.

Schloß Breden kann, besonders wenn wir annehmen, daß es zu Altenhof gestanden, nur ein Haus und weniger ein Schloß gewesen sein. Wohl nur angelegt für Jagdbegleiter und Jagdbediente, die man bei großen Festen und Zügen auf Werbellin nicht unterzubringen vermochte, zumal in Winterszeiten, wo man nicht unter Zelten nächtigen konnte, wie dies im Herbst und in der Sommerszeit zumeist der Fall war. Aus diesem Grunde kommt es wohl auch, daß des Schlosses so selten und so wenig gedacht wird; daß sich der Urkunden, von hier datirt, nur selten und zwar nur aus den Jahren 1308, 1311 und 1318 vorfinden, die alle und einzig und allein sich auf den Verkauf des Landes Hinterpommern an den deutschen Orden beziehen. Mit den Fürsten zugleich waren in den Schlössern gemeinhin anwesend Hofnotar und Hofkapellan, Truchseß, Marschall und Hofjäger; während die Heidereiter, unter welchem Namen man unsere Förster zu verstehen, in den Nebenhäusern ein Unterkommen zu suchen hatten. Mit dem Ausdruck Heger — Hegemeister — sind wohl die höheren Forstbeamten, die jetzigen Oberförster, Oberforstmeister u. s. w. zu verstehen.

Markgraf Otto besaß, außer der Kurwürde und dem Reichskämmerer- amte, noch an Hoheitsrechten: die Lehnsherrlichkeit über das Herzogthum Pommern: Wolgast und Pommern-Stettin, wie denn Herzog Barnim I. gelobt hatte, Vasallendienste gegen Jeden zu leisten, wo er mit Ehren dem Markgrafen folgen könne. Er besaß die Lehnsherrlichkeit über das Fürstenthum Wenden, über Mecklenburg; die Schutzvogtei über die Abtei Quedlinburg, über Stift Verden; er besaß das Bambergische Kämmerer- amt, wie das Erbsuccessionsrecht auf die Grafschaft Holland.

Die Gerichte waren öffentlich, und wurde das Recht mehr nach allgemeinen Rechtsbegriffen gehandhabt, als nach geschriebenem Wort. Der Markgraf war oberster Richter des Landes, hatte jedoch nicht die Befugniß, ein Gesetz aus eigener Machtvollkommenheit zu geben, sondern konnte dies nur mit kaiserlicher Genehmigung und mit Zuziehung der Stände thun. Das von Mund zu Mund sich fortgeerbte Recht, mehr nach Tradition,

als nach allgemeinen Rechtsbegriffen und Gesetzen gehandhabt, mußte sich mit der Zeit mehr und mehr als unhaltbar zeigen und so fand das um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts etwa verfaßte Gesetzbuch, der Sachsenpiegel, geschrieben von Eder von Repchow, aus dem zwischen Dessau und Köthen gelegenen Dorfe Reppichau stammend, überall bald Eingang.

Der Markgraf vereinigte in sich die höchste kriegerische Gewalt mit der richterlichen, wie er denn in dieser Hinsicht nur dem Deutschen Reiche verantwortlich war. Dennoch war seine Macht im eigenen Lande nur eine beschränkte. Der Landtag — Botding — wurde, sobald irgend ein Gegenstand zur Berathung vorlag, vom Markgrafen nach einem von ihm bestimmten Orte eingeladen, wo die Mitglieder desselben, so lange sie tagten, des Fürsten Gäste waren, weswegen derselbe schon so selten als irgend möglich einberufen wurde. Außerdem griff die Kirche überall tief und gewaltig ein, und bedenkt man, daß der Papst sich selbst als oberster geistlicher und weltlicher Machtgeber betrachtete, von dem Kaiser und Fürsten ihre Kronen zu empfangen hatten, die Bischöfe in fast ganz Deutschland in Bezug auf ihre weltliche Macht unmittelbar unter dem Kaiser standen, sie zumeist Reichsfürsten waren, so ist es natürlich, daß an einen steten Frieden zwischen diesen beiden Gewalten, zwischen Fürst und Kirche, nicht zu denken war. Jeder Theil suchte von der Oberherrlichkeit des anderen sich frei zu machen, und da dies von Seiten der Markgrafen nicht immer mit Schonung und Nachgiebigkeit verbunden war, schleuderte die Kirche nicht selten Interdikt und Kirchenbuße auf Fürst und Land oder trat mit bewaffneter Hand demselben entgegen. Wenn unter solchen Umständen es als auffällig erscheinen könnte, zumal wenn man der Streitigkeiten, Kämpfe und Kriege gedenkt, die nur mit den Bischöfen von Magdeburg, Havelberg und Brandenburg geführt wurden, daß die Fürsten dennoch Klöster stifteten und den schon vorhandenen reiche Einkünfte vermachten und Schenkungen zuließen ließen, so wolle man bedenken, daß die Klöster nicht selten, außer Pflanzstätten geistiger Bildung, Verbreiter des Christenthums zu sein, auch Landeskultur, Gartenbau und Viehzucht in ihr Bereich zogen, wie dies namentlich bei Kloster Chorin, dem die Markgrafen 1273 in einer in Schloß Werbellin ausgestellten Urkunde alle früher bereits besessenen Schenkungen, Rechte, Güter

und Freiheiten aufs Neue bestätigen, der Fall war. Die Mönche des Klosters gehörten dem Cisterzienserorden an, und diese hatten mehr den Charakter des Landmanns oder Bauers an sich, als den einer geistlichen Würde. Ihre Wirthschaften waren Musterwirthschaften, und ihr Wirken daher für das Volk überaus segensreich.

Der Kampf mit den Bischöfen tobte meist unausgesetzt fort und das Interdikt ruhte besonders auf Bisthum Brandenburg überaus hart, trotz aller Anstrengungen der Markgrafen, die dagegen gemacht wurden. Auch der Kämpfe mit Klost, Mecklenburg und Rügen waren nicht wenige, aus denen die Markgrafen zumeist siegreich hervorgingen. — Und ob die beiden Linien, die Ottonische und die Johanneische Linie, ihre Lande jede für sich allein regierte, ja der Streitigkeiten zwischen beiden selbst nicht wenige waren, es im Jahre 1292 wegen des Rechts der Stimme bei der Königswahl zu ernstern Mißhelligkeiten zwischen Otto mit dem Pfeile und seinem Vetter Otto dem Langen kam — der Ruhm der einen Linie kam doch auch der anderen zu gut — und die Minnesänger der Zeit hatten Recht, ihre Ehre zu verkünden und zu singen: Der Hof von Brandenburg steht wohl!

Im Jahre 1295, am ersten Januar, wurden dem Brandenburgischen Markgrafen beider Linien die Lehnbriefe Kaiser Friedrich's II. über die Mark Brandenburg, wie schon gesagt, vom Könige Adolf von Nassau bestätigt, wie auch in gleichem die Bestätigung des Besitzthums des Tempelordens in Polen, Pommern, Kassuben, Krakau und Slavien erfolgte, was für die Mark von Belang, da der Orden in diesen Landen reich begütert und vertreten war.

Der Tod lichtete die Reihen der brandenburgischen Fürsten, so daß zu Ende des Jahres 1300 die märkischen Lande nur noch in zwei Theile getheilt waren. Otto mit dem Pfeil und seine Brüder regierten das Gebiet der Johanneischen Linie, während die Ottonische Markgraf Hermann inne hatte, der zumeist auf Burg Eberswalde sich aufhielt, der Burg, die auf dem sogenannten Schloßberge auf der Südseite der Stadt gleichen Namens gestanden. Während nun Markgraf Hermann überaus gespannt mit Otto mit dem Pfeile lebte, es, wenn möglich, vermied, mit demselben in der ihnen gemeinsam gehörenden Werbelliner Heide, sei es zur Jagd oder bei sonstigen Ereignissen, zusammenzutreffen, auch mit der Kirche in

Frieden gelebt zu haben scheint, hatten die Zerwürfuisse Otto's mit dem Pfeile und den Bischöfen zu Brandenburg und Havelberg noch kein Ende gefunden. Das Interdikt ruhte auf den Landen, und der Gottesdienst in Klöstern und Kirchen konnte nur mit Gewalt erzwungen werden. Mag der Markgraf mit seinem Bruder Konrad am 9. Oktober 1301 zu Schloß Grimnitz dem Kloster Chorin auch die Schenkungen an Land bestätigen, die dasselbe von Stadt Oberberg und Dorf Neuendorf erhalten hatte — die Wirren mit der Geistlichkeit nahmen dennoch kein Ende. Sie steigerten sich vielmehr. Papst Bonifacius VIII. klagt am 2. Februar 1302, daß die Markgrafen jede Entschädigung für die Unbill an die Bischöfe verweigerten, jede Ermahnung zum Frieden zurückwiesen und daß das kirchliche Interdikt über dieselben strenger denn je verhängt werden müsse. Ja, der Papst gab den Bischöfen auf, sich, wenn nöthig, des weltlichen Arms zur Ausführung zu bedienen, wie denn auch jeder Orden, jeder Weltgeistliche bei Strafe der kirchlichen Censur sich zu fügen habe. Den Aebten der Klöster der Johanneischen Linie wird aufgegeben, bei eigener Exkommunikation das Interdikt aufrecht zu halten, bis die Markgrafen dem Befehle des Papstes Folge geleistet. Wohl zwangen diese Geistliche und Klöster, ihres Amtes — trotz Interdikt — zu pflegen, aber ein Gottesdienst der Art konnte frommen Gemüthern nicht zum Segen, sondern nur zum Fluch gereichen. Der Wirren wurden größere und wer weiß, zu welchem Ende dies geführt, wenn nicht der Papst auch, in herrschsüchtiger Annahmung, dem König Albrecht befohlen, daß er innerhalb sechs Monaten durch hinreichend Bevollmächtigte zu Rom zu erscheinen habe, um sich wegen des ihm angeschuldigten Königsmordes zu rechtfertigen, wie denn bei seinem Nichterscheinen gegen ihn und alle ihm Zugehörige alle geistlichen und weltlichen Strafen verhängt werden würden. Der Papst, der Unterwerfung erwartet, wurde jedoch in allen seinen Hoffnungen getäuscht. König Albrecht rief seine Freunde, und namentlich Otto mit dem Pfeile zu sich, gewann für sich die rheinischen Städte und rückte mit einem ansehnlichen Heere im Frühjahr 1302 siegreich gegen die drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Celle vor, bis Otto mit dem Pfeile den Frieden zu Speier am 21. März 1302 zwischen beiden Theilen vermittelte und dadurch an Ansehen in ganz Deutschland mächtig gewann. Die Stimme des Markgrafen von Brandenburg wurde

eine entscheidende, zumal auch durch sein Bündniß mit dem damals mächtigen Dänemark.

Bald darauf nun, am 23. April 1303, tritt Waldemar, Konrad's Sohn, zu Liebenwalde durch seine erste Regierungshandlung thätig auf. Mit seinem Vater, dem Markgrafen Otto, und Johann, wird dort in einer Urkunde die Gründung der Stadt Arneskrone — jetzt Deutsch-Krone — geordnet. Ist diese Gründung nun, wie denn auch der Name Arneskrone — Adlerskrone — sinnbildlich bezeichnend ist, geschehen, um die Volljährigkeit Waldemar's darzuthun, wie vielfach angenommen wird, so ist, da die Volljährigkeit mit dem 12. Jahre eintrat, derselbe am 23. April 1291 geboren. Wo, ist nicht bekannt geworden. Er war klein von Person, sein Körper mehr fein, als kräftig gebaut. Ruhm und Ehre wurden die Sonnen und Leitsterne seines Lebens. Er war ein eigenthümlicher Charakter, mehr bestrebt, sich in allen ritterlichen Geschicklichkeiten und Fertigkeiten hervorzuthun, als sich durch religiöse Vollendung auszuzeichnen, wie dies unter den damaligen Religions- und kirchlichen Verhältnissen nicht anders möglich war; zumal an den Höfen seines Vaters und seines Oheims, wo die Streitigkeiten mit der Kirche und den Bischöfen wohl mehr als freisinnig besprochen und erörtert wurden. Die Worte der Geistlichen, die von der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen sprachen, konnten auf ihn keinen bleibenden Eindruck machen, wogegen der ihn umgebende Glanz, die Pracht der Höfe, das Lob der Gehrenden, seine Ruhm- und Ehrliche zu Ruhm- und Ehrsucht aufstacheln mußten. Selbstgefühl und Eitelkeit wie ein übergroßes Bewußtsein von der Größe und Macht eines Fürstenhauses wurden die Triebfedern seiner Handlungen, denen er oft die eigene Klugheit und bessere Einsicht hintenan setzte. Sein Sinnen und sein Trachten ging darauf hinaus, den Ruhm und den Glanz seiner Krone und seines Hauses zu vermehren und in Liedern und in Thaten in dem Munde des Volkes, in den Büchern der Geschichte fortzuleben. Schmeichelei fand ein offenes Ohr, und oft mehr der augenblicklichen Stimmung, als dem Verstande und der besseren Einsicht folgend, wurde er in seinen Entschlüssen und Handlungen der Welt und seiner Umgebung oft ein Räthsel. Das Seltsame, Phantastische fand leicht Eingang in sein Herz und entfremdete ihm nicht selten seine besten Freunde, zumal wenn dieselben nicht seiner Laune, seiner Willkür zu folgen gewillt

waren, wo er dann in solchem Falle nur zu leicht der Rachsucht den Zügel schießen und sich zu Handlungen hinreißen ließ, die seinem Herzen später selber wehe thaten. Den höchsten Glanz in weitester Prunksucht entwickelnd, galt ihm für eine Aufgabe des Fürsten. Dabei war er tapfer, unerschrocken, feck und kühn, oft selbst Gefährliches wagend, während der ruhige, feste, überlegende Blick des Feldherrn ihm abging. Er war nach dieser Richtung hin der Gegensatz Otto's mit dem Pfeil, der erwägend, den Umständen Rechnung tragend, durch zeitgemäße Vergleiche und Friedensabschlüsse oft mehr gewann, als sein jugendlicher Mitregent durch seine Streifzüge, die zuweilen mehr Raubzügen, als regelrechten Kriegen glichen. Natürlich konnte unter solchen Umständen von einem einheitlichen Leben und Handeln Beider nicht gut die Rede sein. Otto blieb, wenn er nicht auswärtig in Kriegen oder an den Höfen anderer Fürsten war, zumeist zu Grimnitz, während Waldemar nur zu gern in Schloß Werbellin weilte. Nur in einem Punkte kamen Beide stets überein: in ihrem Haß gegen Priester — und in dem Streben, Macht, Gewalt und Ansehen ihrer Krone, ihres Hauses zu vermehren.

Die Markgrafen waren und blieben exkommuniziert, das geistliche Interdikt ruhte auf dem Lande. Der seit mehreren Jahren fortdauernde Kampf mit Pommern wurde eifriger denn je fortgesetzt, bis Herzog Otto von Stettin bei Stendal, dem Dorfe, siegte und die Markgrafen gezwungen wurden, alle eroberten Besten wieder abzutreten. Markgraf Konrad, der Vater Waldemar's, war zu Schwedt gestorben und in Kloster Chorin beigesetzt worden. Am 16. Januar 1304 waren die Markgrafen mit dem Abte von Chorin, Nikolaus von Buch, dem Ritter Heinrich von Stegelitz, ihren Truchsessern zu Schloß Grimnitz, das in der Urkunde hier ausdrücklich castellum nostrum genannt wird, zum Beweise, daß die Heide mit ihren Schlössern beiden Linien zugehörig war, um der St.-Marienkirche zu Chorin, von frommer Andacht geleitet, zur Vergebung der Sünden und zum Seelenheile des verstorbenen Markgrafen Konrad, Wiesen, Aecker und ein Stück Heide zu verleihen. Wenn nun, wie angenommen, Markgraf Konrad am wenigsten geneigt gewesen zu einem Vergleiche mit den Bischöfen, so war es andererseits natürlich, daß Otto sich mehr als je nach Frieden mit der Kirche sehnte. Und als Markgraf Hermann daher den Frieden zwischen beiden Theilen zu vermitteln begann, bot er nur zu

gern die Hand zur Versöhnung. — Im Januar des Jahres 1305 kam dieser Friede zwischen Krone und Kirche endgültig zu Stande, nachdem derselbe von Seiten Otto's mit dem Pfeile am 15. September 1304 im Namen der übrigen Markgrafen bereits angebahnt worden war. Die Losprechung der Markgrafen von der Exkommunikation, in der Waldemar bis jetzt Zeit seines Lebens gelebt hatte, erfolgte, wie auch die Aufhebung des Interdikts.

Am 24. und 29. August des Jahres 1305 waren die Markgrafen Otto und Waldemar zu Schloß Werbellin in Gemeinschaft vieler Ritter und Bürger von Prenzlau, um hier wegen der Abgabe, die die Stadt an die Markgrafen zu zahlen verpflichtet sein sollte, zu verhandeln, wie dies bereits früher mit der Stadt Stendal und anderen geschehen; Fürst und Städte standen sich zumeist schroff gegenüber und die Abgaben letzterer mußten oftmals durch zugestandene Vergünstigungen ersterer erkaufte werden. Markgraf Otto und Waldemar, die beiden einzigen Repräsentanten der Johanneischen Linie noch, nachdem auch Johann bereits verstorben, hatten durch diesen Mißstand oftmals zu leiden, zumal während der Kriegszeiten, wo die Fürsten außer Landes weilten, und die Städte dann nur zu geneigt waren, ihre Gerechtsame eigenmächtig zu erweitern, um später dieselben so theuer als möglich zu verkaufen. Neue Kriege mit Polen, Böhmen und Pommern fehlten nicht. Am 21. März 1306 waren die beiden Fürsten abermals zu Schloß Werbellin, um hier als Landesherren in Pommern dem Kloster Buckow die Grenze seines Gebietes festzusetzen. Gleiches thaten sie nochmals in einer zweiten Urkunde, welche sie gleichfalls zu Werbellin in der ersten Hälfte des November selbigen Jahres ausstellten, woselbst sie auch zugleich das Martinsfest am 11. des Monats feierten. Sie waren auch am 15. Februar des folgenden Jahres dort, pflegten der Jagd und verkauften hier dem Abte von Lehnin vier ihrer Dörfer, um den Bau des Klosters Himmelfort zu fördern, wie sie denn auch am 23. Juli gleichen Jahres dort waren, um den Abt von Chorin von einem Hufzins zu befreien.

Um diese Zeit geschah es nun auch, daß dem bis dahin hochangesehenen und geehrten Orden der Tempelherren der Prozeß gemacht und ihre Güter eingezogen wurden. Was auch in der Mark, wo der Orden reich begütert war, mannigfache Wirrnis hervorbrachte, besonders

nachdem man vernommen, wie König Philipp der Schöne in Frankreich und nach ihm Papst Clemens V., der Freund Philipp's, gegen den Orden verfahren. Markgraf Otto und Hermann, der Inhaber der Ottonischen Lande, waren mit 4000 Streitrossen, Bogenschützen und anderem Kriegsvolke in das Land Wenden bis zur Grenze des Landes Parchim gezogen gegen den von Werle zum Schutze Nikolaus von Schwerin, hatten die Beste Eldenburg genommen und dieselbe weiter zu befestigen begonnen, als plötzlich Markgraf Hermann im Januar des Jahres 1308 starb, und da er nur einen unmündigen Sohn, Johann, hinterließ, die Hoffnung, die gesammte Mark „unter einem Scepter zu vereinigen“ in der Brust der Ueberlebenden, in Waldemar's und Otto's, Wurzel faßte. Der Tod des Markgrafen Hermann, der zu Lehnin beigelegt, wurde in seinen Landen tief betrauert. Man sah trüben Tagen entgegen. Er hatte seine Länder friedlich und mit hoher Weisheit regiert. Seinen Unterthanen, den Edlen sowohl wie den Bürgern, war er stets zugänglich, während er seinen Gegnern kühn und muthig entgegentrat. Er lebte mit seinen Vettern nicht in besonderer Eintracht, ja es fehlte zuweilen nicht viel und es wäre zwischen den beiden Linien zu offenem Streit und Kampf gekommen, aber wo es der Vergrößerung der Macht, des Ansehens der Mark galt, hielt er niemals zurück, sondern war stets des Wahlspruches eingedenk, den der Tanzhuser, der Minnesänger, von den Fürsten rühmt, indem er sagte: „Die Brandenburgischen Fürsten sind Weisheit voll, und die Weisheit steht noch Gute“, während der Meißner von Otto mit dem Pfeile sang: „Es ist ein Riese echten Glaubens“. Mit berechnender Klugheit wurden die Umstände, wo sich die Gelegenheit zur Vergrößerung darbot, benutzt. Durch Zahlung einer ansehnlichen Summe hatten sie die meißnischen Lande vom Könige von Böhmen und ferner vom Markgrafen Diezmann die Lausitz erworben; erlangten nach einem Kriege in Böhmen mit dem Kaiser pfandweise die Länder Krossen, Schwiebus und Büllschau; eroberten über die Oder hinaus Länder und fassen in Pommern mehr und mehr festen Fuß. — Jetzt hatte der Tod den Markgrafen Hermann unerwartet ereilt. Am 12. März 1306, wie an gleichem Tage des folgenden Jahres, hatte er auf Schloß Werbellin der Stadt Eberswalde noch die Zollfreiheit zu Wasser und zu Lande, namentlich auf der Finow und Oder, in seinem Gebiete verliehen, worauf er dann seinen Kriegszug

wieder angetreten. Auf der Burg zu Eberswalde fanden wir den Markgrafen zumeist. Es scheint sein Lieblingsaufenthalt gewesen zu sein, woher er auch wohl die Stadt in seine besondere Obhut genommen, wie dies auch sein Sohn Johann gethan, der im Jahre 1317 die Pfarre zu Eberswalde, welche bis dahin Filial von Dorf Hegermühl gewesen, eins wohl der ältesten Dörfer der Mark, zur selbstständigen Kirchengemeinde erhob.

Markgraf Hermann war auch noch am 8. November 1307 zu Schloß Werbellin gewesen, dem Jahre, in welchem Berlin und Kölln an der Spree, welche bis dahin zwei streng gesonderte Städte waren, zu einer vereinigt wurden, wo er in einer Urkunde der Juden zu Spandau als Anfässige und Hauseigenthümer gedenkt.

Er hinterließ eine Wittve, Anna von Oesterreich, Tochter des Kaisers Albrecht, der er in der Grafschaft Henneberg den Landesdistrikt Koburg und Schmalkalden zum Leibgedinge ausgesetzt, und fünf Kinder, unter denen die damals etwa zehnjährige Agnes und der einzige fünfjährige Sohn Johann nur für uns von Bedeutung sind.

Nach althergebrachtem Recht konnte und durfte Otto mit dem Pfeil nur Vormund für den minorem Johann, den Sohn Hermann's, sein wiewohl der Sachsenspiegel auch die Wahl eines anderen Vormundes als zulässig erachtete. Von diesem nun nicht gebräuchlichen, ja vom Volk und durch das Herkommen nicht einmal als rechtskräftig anerkannten Recht hatte Markgraf Hermann Gebrauch gemacht und zum Vormunde seines Sohnes nicht Otto mit dem Pfeil, sondern vier angesehene Edle seines Landes, die Ritter: Heinrich Schenk von Schenkendorf, Ludwig von Wanzleben, Droiseke von Kröchern und Friedrich von Alvensleben zu Vormündern ernannt. Otto mit dem Pfeil empfand diese Zurücksetzung auf das bitterste und härteste, und auf sein Recht, auf das alte Herkommen fußend, nach welchem er einzig und allein nur Vormund sein konnte und durfte, und erwägend, daß die Mark die Länder beider Linien, wenn auch nur für kurze Zeit, bis zur Majorität des Mündels, unter einem Scepter vereinigt ein höchst imposantes Gebiet, eine nicht zu unterschätzende Macht sei, übertrug er, da er sich noch in Eldenburg befand und die Belagerung und der Krieg seine Anwesenheit erheischten, dem Waldemar seine vormundschaftlichen Rechte und Pflichten, hoffend und erwartend, daß derselbe sie zu wahren wissen werde.

Waldemar, die Wichtigkeit des Auftrages, wie sein Recht in weitestem Umfange erkennend, ritt sofort gen Eberswalde, um bei der Mutter des Mündels durch Ueberredung zu erwerben, was für den Augenblick selbst durch Gewalt nicht zu erreichen war.

Und was dem Fürsten nicht möglich geworden, wurde dem jungen Manne, dem Freier, dem Bewerber um die Hand ihrer Agnes, möglich. Schon bei Lebzeiten ihres Gemahls war eine Heirath zwischen Waldemar und der Agnes, geplant worden. Otto mit dem Pfeil sowohl, wie der Vater der Agnes hatten erkannt, zumal Otto ja kinderlos war, Frau Heilwig auch bereits gestorben, daß eine Verbindung zwischen den Genannten der Krone, dem Lande nur zum Segen gereichen könne. Auf die Neigung der Herzen kam es nicht an, wie es ja auch Niemand für nöthig erachtete, die am nächsten Betheiligten von dem fest und verbrieften Abkommen in Kenntniß zu setzen. Wohl waren der Großvater des Waldemar und der Urgroßvater der Agnes Brüder gewesen und die Verwandtschaft, nach damaligen Begriffen, eine zu nahe und einer ehelichen Verbindung entgegenstehende, aber ein Dispens des Papstes hob und hatte diese Schwierigkeit bereits aus dem Wege gehoben. Genug, das mütterliche Herz der Frau Anna wurde bewegt, und die Vorstellung des ritterlich-jugendlichen Waldemar, daß eine gemeinsame Regierung beider Lande dem Einzelnen doch zu größerem Vortheil, und also auch für Johann und seine Rechte, gereichen müsse, als wenn jede Linie für sich ihre Ziele im Auge habe, fand nur zu leicht Eingang. Zur Befestigung dieser Ansicht, und um die Rechte und den Vortheil des Sohnes, wie der Kinder überhaupt zu wahren, mag von Seiten der Markgräfin auch des Bündnisses zum erstenmal gedacht sein, dessen schon erwähnt wurde. — Der Zweck der Reise wurde erreicht. Waldemar warf den Blick eines Bräutigams auf die kindlich-jugendliche Agnes, nahm den Johann zur Seite und ritt mit ihm, als sein erklärter, von der Mutter gewilligter Vormund, gen Werbellin. Nicht allein die durch diesen Schritt an die Seite gedrängten Vormünder, sondern das ganze Land der Ottonischen Linie erschrak ob dieses Ereignisses. Und während die Städte des genannten Landes sich am 3. März 1308 zu Berlin zu einem gemeinsamen Städtebund vereinigten, wo jede von allen in jeder Fährniß geschützt und unterstützt werden sollte, entführten die ritterlichen Vormünder ihr Mündel heimlich

dem Markgrafen und brachten Johann nach Spandau, wo sie in der dortigen Burg sich für sicher hielten. Markgraf Waldemar jedoch eilte, nachdem er bei der Mutter seiner Agnes zu Eberswalde gewesen und diese die Mitwissenschaft der Entführung ihres Sohnes in Abrede gestellt hatte, nach Spandau, belagerte die Burg und brachte siegreich den Johann in seine Arme zurück. Mochten darnach die Besorgnisse der Städte, der Ritter und des Landes größer und größer werden, Frau Anna, um allen Wirrnissen und aller Verantwortung zu entgehen, nach ihrem Wittwenfitzen Koburg und Schmalkalden geeilt sein. — Waldemar ließ in seinen Plänen sich nicht stören und verfolgte als Vormund des Johann dieselben nur desto eifriger, zumal Otto mit dem Pfeile, der sich noch im Kriege in Mecklenburg befand, ihm die Vormundschaft gänzlich übertragen haben muß, denn in allen damals ausgestellten Urkunden steht er allein als Vormund aufgeführt.

Da geschah es, daß am 1. Mai gedachten Jahres 1308 Kaiser Albrecht zu Windisch an der Neuß von seinem Neffen, dem Herzoge Johann von Schwaben, ermordet wurde, und in vieler Fürsten Brust der Gedanke an die Erlangung der Kaiserkrone wachgerufen wurde. War es doch unmöglich nicht, daß, wer heut dem Kaiser den Bügel hielt, die Krone morgen selber tragen konnte. Und wenn das Loos, deutscher Kaiser zu sein, in der Zeit eben kein beneidenswerthes war, so war das Verlangen nach derselben doch von vielen Seiten ein reges. Auch unsere Markgrafen Otto und Waldemar warfen ihre Blicke nach der deutschen Kaiserkrone und hielten am 30. September des Jahres, trotz Jagd und Jagdvergnügen, auf Schloß Werbellin ernste Berathung darüber. Der Glanz, die Pracht der Krone lockte. Und waren sie auch jetzt noch nicht dazu ausersehen vom Schicksal, dieselbe zu tragen, so war ihre Stimme bei der Wahl doch eine der wichtigsten und entscheidendsten, und dieselbe wollte daher wohl erwogen sein. Mit ihnen zugleich strebten nach der Kaiserwürde: Friedrich von Oesterreich, der Schöne, Herzog Ludwig von Baiern, Philipp von Frankreich u. A. Zu diesem Allen kam noch, daß Pommern und Polen in einen Krieg verwickelt wurden, in dem die Markgrafen Partei für Pommern nahmen, Danzig, als damalige Hauptstadt Pommerns, eroberten, Hinterpommern einnahmen, bis Polen die deutschen Ordensritter zu Hülfe rief, die Danzig und Dirschau eroberten

und die Städte und Lande schließlich für sich als Eigenthum behielten. Der Krieg in Mecklenburg war durch einen Vergleich beendet worden und der Kaiserwahl konnte die genügende Aufmerksamkeit gewidmet werden. Graf Berthold von Henneberg und Konrad von Redern wurden zu Gesandten erwählt und mit Vollmacht gen Boppard zur Wahl gesendet, wo sie mit dem Erzbischofe Heinrich zu Köln sich zu gemeinsamer Wahl verbanden. Als Markgraf Waldemar jedoch erkannte, daß seine Anwesenheit in Boppard nothwendig, reiste er im November nach dorthin ab, nachdem er vorher noch am 1. November zu Schloß Breden war, wo er im Namen seines Mündels den Verkauf eines Dorfes für 550 Mark Silber abschloß, bei welchem Verkauf auch zwei der früheren Vormünder Johann's zugegen waren, so daß ein gütliches Uebereinkommen zwischen allen Theilen bereits stattgefunden haben muß.

Am 22. November war Waldemar auf dem Königsstuhl bei Renfe, wo nach dreitägigem Wortgefecht wider Erwarten Graf Heinrich von Luxemburg erwählt wurde, der die Krone aus der Hand des Erzbischofs von Köln dann zu Aachen am 6. Januar 1309 empfing, worauf Waldemar nach der Mark zurückkehrte, um hier an das Sterbebett seines Oheims, des Markgrafen Otto mit dem Pfeil, zu treten. Otto war alt geworden, und wenn sein Geist auch licht, seine Hand markig geblieben, er war dennoch mit seinen Ansichten und Bestrebungen hinter seiner Zeit zurückgeblieben, wie denn die Ueberzeugung, daß man seinem Worte nicht mehr wie sonst vertraute und demselben nachhaltige Kraft und Verständniß beimaß, ihn mißmuthig und verstimmt gemacht hatte, so daß es mit seiner nächsten Umgebung, mit seinem Mitfürsten Hermann, so lange der lebte, und jetzt mit Waldemar, nur zu oft zu Zerwürfnissen kam. Auch der Mißerfolg für ihn bei eben stattgehabter Kaiserwahl, und welchen besonders er dem Neffen Waldemar zuschrieb, hatte seine Laune nicht rosig in seinen letzten Lebenstagen gemacht. Der Tod kam und machte allen Zerwürfnissen, allen Streitigkeiten ein Ende. Otto mit dem Pfeil wurde in Chorin beigesetzt und die Gehrenden beklagten ihn und ließen ihre rührendsten Weisen erklingen.

Waldemar war nun alleiniger Herr und Regent der gesammten Johanneischen Lande. Und da er für jetzt auch noch die Vormundschaft für Johann, den Erben der Ottonischen Linie, ausübte, war er Herr

der ganzen Mark, ein Herrscher und Fürst, an Ansehen und Macht wie vor ihm noch kein Markgraf aus dem Hause der Askanier dagestanden.

Wohl hatten die Städte der Ottonischen Linie seine Vormundschaft noch immer nicht anerkannt, sie hatten vielmehr, durch den Städtebund gekräftigt, mehr und mehr sich gegen ihn aufzulehnen gesucht; nachdem Frau Anna jedoch in den letzten Tagen des Jahres 1308 nach der Mark, von Schloß Arneburg, wo ihre Kinder weilten, zurückgekehrt war, Markgraf Waldemar seine Verlobung mit der Agnes im Mai 1309 öffentlich darthat, schwand das Mißtrauen gegen ihn als Vormund nach und nach, und ein besseres Verhältniß gestaltete sich zwischen Fürst, Rittern und Städten. Ueberdies that ein gemeinsames Handeln Aller gegen die mehr und mehr um sich greifende Verwilderung des Volkes noth. Mord, Raub und Brand nahmen überhand; der Prozeß gegen die Tempelherren, wie gegen die deutschen Ritter gewann auch in der Mark, Pommern und Preußen an Ausdehnung und verwirrte die Gemüther und erfüllte die Herzen mit Angst. Der Hochmeister des deutschen Ordens verlegte seinen Sitz von Venedig nach der Marienburg an derogat, um von hier aus die Kräfte des Ordens zur Wahrung seiner Rechte und Besitzungen besser konzentriren zu können. Waldemar behielt unter diesen Stürmen, die sich überall zeigten, seine Ziele im Auge, und selbst, wo er einzig und allein der Jagd im Werbelliner Forst zu huldigen schien, war er seines Strebens und seiner sich gestellten Aufgabe eingedenk. Man konnte von ihm damals singen, wie vor Kurzem noch Georg Hefesiel in seinem Liede Waldemar von ihm gesungen:

War nicht bitter Waldemar,
 Als mit seiner Märkerschaar
 Er gehau'n das wüste Loch
 In den stolzen Danebrog?
 Sprich, mein Herr, zu Mecklenburg,
 Als er brach bei Werle durch,
 Schrie'st ob Waldemar du nicht
 Zeter und zwar bitterlich?
 Auch der Pole bitter klagt,
 Daß ihn Waldemar verjagt,
 Und für Danzig nur den Quark
 Fordert von zehntausend Mark.

Wahrlich, es nicht bitter war,
 Daß der große Waldemar
 Mit der starken Herrscherhand
 Hielt das Brandenburger Land
 Und 's als köstliches Gestein
 Setzt' in Deutschlands Krone ein;
 Daß zu nie geahntem Flor
 Er's Gewerbe hub empor,
 Und mit hehrer Geisteskraft
 Fördert Kunst und Wissenschaft;
 Daß Er ließ die Städte blüh'n
 An den Ufern weinlaubgrün,
 Und in seines Lorbeers Glanz
 Schlang des Friedens Palmenkranz.

Papst Clemens V. hatte den Dispens zur Verheirathung Waldemar's mit Agnes, der Tochter Hermann's, am 5. November 1309 zu Avignon ertheilt, und der Verheirathung Beider stand nichts mehr im Wege, obschon, nach damaligem Ritus, die Ehe durch die Verlobung schon als abgeschlossen galt. Waldemar jedoch gedachte dieser seiner Verbindung noch eine ganz besondere Bedeutung, Feier und Wichtigkeit zu geben und zu verleihen. Sein Trachten und Sinnen war seit langer Zeit bereits darauf gerichtet, den Ritterschlag zu empfangen. Ritter zu sein galt für damals als die höchste Würdigkeit des Mannes. Im Ritterschlage lag für Fürsten und Herren die bedeutendste Anerkennung ihrer Manneskraft, Ehre und Ansehen. Ohne empfangenen Ritterschlag, ohne Ritter zu sein, blieb selbst der Fürst kein Herr, er war den Knechten und Dienern wie gleichgestellt. Daß Markgraf Waldemar, stets auf äußeren Glanz und Ehre bedacht, dieser Würde noch nicht theilhaftig geworden war, hatte seinen Grund, daß nur ein Höherer, als er selber war, ihm den Ritterschlag ertheilen konnte. Und eine Gelegenheit der Art hatte sich bis jetzt noch nicht gefunden. Nun aber kam auch dieser Tag und die Ehre konnte errungen werden.

Heinrich von Mecklenburg hatte seine Tochter Mathilde dem Herzoge Otto von Alneburg verlobt und gedachte die Hochzeit derselben in seiner Hauptstadt Wismar zu feiern. Die Wismarer jedoch schlossen die Thore und ließen den Fürsten nicht ein, da eine so große Menge von Dienern und Knechten, welche als Gefolge der Fürsten mit in die Stadt bringen würden, derselben leicht zum Nachtheil gereichen könne. Heinrich erkennend,

daß dies nur ein leerer Vorwand, entbrannte in lichtem Zorn, richtete zu Sternberg die Hochzeit aus und forderte alle versammelten Fürsten und Mannen zur Rache für diese Kränkung auf. Auch an König Erich von Dänemark wendete er sich um Beistand zur Niederdrückung der Rebellion der Seestädte. Hatten doch Rostock, Stralsund, Greifswald und Wismar sich zu gemeinsamem Handeln und gegenseitigem Beistande verbunden. König Erich, der einen ganz besonderen Haß gegen Rostock wegen früherer gegenseitiger Zerwürfnisse hegte, sagte seine Hilfe bereitwillig zu und rieth nur, den Markgrafen Waldemar mit zum Bündnisse wider die Städte zu gewinnen zu suchen. Waldemar, der bis hieher in einem eben nicht freundlichen Verhältnisse zu Dänemark gestanden, gedachte seiner Ansprüche auf Rostock, die er seit dem Kriege und seit dem Tode der Markgrafen Hermann und Otto stets aufrecht gehalten, nicht ferner, sondern trat dem Bündnisse bei, seinen Beistand gegen die Städte nur an die Bedingung knüpfend, daß er den Ritterschlag von der Hand des Königs Erich von Dänemark erhalte. Wenn nun bis hieher Waldemar sich gewundert, daß man ihn zu einem Bündnisse der Art herangezogen, war König Erich nicht minder erstaunt, eines so leichten Kaufes den Beistand des Markgrafen erhalten zu haben und beschloß, die Feierlichkeit eines Königs würdig zu begehen. Es wurde ein Fürstenhof nach Rostock ausgeschrieben; ein Glanz sollte entfaltet werden, wie bis dahin niemals stattgefunden. Vier Wochen sollte das Fest währen, und zwar vor den Thoren der Stadt Rostock, im Falle man drinnen nicht Aufnahme fände. Markgraf Johann und Otto waren im Jahre 1231 zu Ritterschlag geschlagen worden. Jetzt sollte Waldemar gleicher Ehre theilhaftig werden und mit ihm, wie er sich dies zur Bedingung gemacht, 99 seiner Mannen, darunter 20 Fürsten und Herren. Sein Ehrgeiz, seine Prunksucht sollte in vollem Maße befriedigt werden. Wie aber Waldemar, trotz aller Ehr- und Prunksucht, seinen Vortheil niemals aus dem Auge ließ, so wußte er sich auch jetzt, nach vorläufiger Zusammenkunft der verbündeten Fürsten, die Verzichtleistung des Fürsten Wislav von Rügen auf Pommern zu verschaffen, wie er denn auch den Verkauf von Danzig, Dirschau und Schwetz gegen die Summe von 10 000 Mark an den deutschen Orden abschloß, um seine Kasse auf's Neue zu füllen und um die Mittel zu haben in den Tagen seines Ritterschlages eines Markgrafen und seinem Gange gemäß

würdig auftreten zu können. In Voraussetzung, daß die Rostocker die Anwesenheit so vieler Fürsten, Herren und Diener, wie sie das Fest vereinigen mußte, in ihren Mauern nicht guthießen würden, man also vor den Thoren unter Zelten zu bleiben gezwungen sein würde, war das Fest bis auf den Juni des folgenden Jahres 1311 hinausgeschoben worden. Um der Minne Sold jedoch nicht zu entbehren und um vor den Augen seiner Frau auch als Ritter zu glänzen, wurde die Trauung vor dem Feste im Mai zu Tangermünde, also nicht fern von Arneburg, wo die Braut mit der Mutter weilte, durch den Abt von Lehnin vollzogen. Der Markgraf hatte das zwanzigste Jahr erreicht.

Und das Fest wurde im Rosengarten vor den Thoren Rostocks gefeiert. Der Sänger Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, weiß des Ruhmens nicht genug von jenen Tagen des Festes. Er singt, daß dieses Fest das Fest aller Feste gewesen sei, größer und schöner denn alle, die er jemals erlebt, bedeutender denn jenes des Königs von Böhmen, Herzogs Heinrich von Breslau, der anderen nicht zu gedenken. Die Zelte des Königs waren mit Scharlach überdeckt und mit den kostbarsten Geräthen angefüllt. Pelzmäntel und Goldketten zierten die neuen Ritter, Brunnen von Meth, Bier und Wein waren in Menge vorhanden. Darum sang der Dichter auch:

vor Rostok ritterschaft geschah,
 diu tregt noch werdes prises dach
 ob allem dem, daz mir ist kunt, sol niht von wärheit wenken.
 Gegruezet si der hōch geërte Waldemar,
 der alsō gar
 durch pris und ritterscheffe
 (be)gund' zeigen sine kreffe,
 sin wird' und ouch sin höher (name) der wart ouch wol sigheffe,
 muost' immer sin die wil' unt zit, und er was bi den liuten.

Aber trotz alles Glanzes, trotz aller Ritter- und Minnespiele, wurde der eigentliche Zweck der Zusammenkunft der Fürsten, die Städte Rostock, Wismar ob ihrer Annäherung, ihres Hochmuths zu schädigen und zu demüthigen, wie die Macht und das Ansehen des Städtebundes zu sprengen und zu untergraben, nicht aus den Augen verloren. Wismar, welches sah, daß es auf die Dauer auf Unterstützung von Seiten Rostocks

nicht würde zu rechnen haben, schloß Frieden mit seinem Fürsten im Dezember desselben Jahres, während Rostock sich nach hartem Kampfe und großer Schädigung zum Frieden bequemen mußte. Markgraf Waldemar, der zwar mit den gesammten Fürsten zum Kampfe bis vor Wismar gezogen war, muß demnach nicht lange dort verweilt haben, weil er bereits schon am 16. Juli, also gleich nach Beendigung des Festes im Rosengarten vor den Thoren Rostocks, sich wieder auf Schloß Werbellin befindet, um hier der Stadt Guben die Erlaubniß zu ertheilen, eine Mauer um ihre Stadt ziehen zu dürfen, wie auch alljährlich neue Pfennige schlagen zu können.

Der Ankauf von Danzig, Dirschau und Schwetz war von Seiten des deutschen Ordens endgültig durch Zahlung des Restes der Kaufsumme von 3040 Mark zu Stande gekommen, der Handel auf der Oder mit Pommern geregelt. Die Märkte konnten jetzt bis über Stettin hinaus, bis zur Seeküste ungehindert Handel treiben und brauchten nicht mehr, wie bisher, ihre Waaren erst drei Tage in Stettin zum Kauf auszustellen, um nach diesem das nicht Verkaufte den Stettinern zu jedem Preise loszuschlagen zu müssen. Es war dies ein überaus großer Fortschritt und nur dadurch ermöglicht worden, daß Herzog Otto von Pommern-Stettin mit dem Markgrafen Waldemar in besonders freundlicher Beziehung stand und das Ansehen der Mark ein überaus großes war. Als Vormund des noch unmündigen Johann stellte der Markgraf mannichfache Urkunden aus, so unter anderen am 14. Oktober 1811 zu Ringenwalde, dem eine Meile von Schloß Grimnitz gelegenen Dorfe, wo er eine Urkunde Otto's und Konrad's der Stadt Nauen als Vormund des Markgrafen Johann aufs Neue bestätigte.

Wegen des Markgrathums Meissen und der Lausitz wurden von Seiten des Markgrafen Waldemar neue und alte, nicht ganz verbrieftete Ansprüche erhoben. Es kam zum Kriege; nach dessen Beendigung im April 1312 die meißnischen Markgrafen an Brandenburg die Summe von 32000 Mark zahlten und mehrfach Städte und Landgebiete an Brandenburg abtraten.

Ueberall suchte Waldemar ein Mehrer des Landes zu sein, wobei er auch niemals vergaß, wo sich die Gelegenheit nur bot, seinen Sackel zu füllen. Als die Rostocker nach langer und heftiger Gegenwehr und

nachdem im Innern der Stadt Zwietracht unter den Bürgern und dem Rath ausgebrochen waren, um Frieden bitten und eine Kriegssentschädigung von 14000 Mark reinen Silbers an König Erich und Brandenburg zahlen mußten, erhielt der Markgraf für sich und als Vormund für Johann zwei Drittel der Summe, wie auch Pommern eine namhafte Summe zu zahlen hatte für Ueberlassung einer Anzahl streitbarer Ritter von Seiten Brandenburgs, zur Unterstützung eines Krieges der Pommern. Auch durch Einziehung der Güter der Tempelherren, nachdem der Orden durch den Papst aufgehoben, durch Verkauf von Städten und Dörfern an den deutschen Orden erhielt der Markgraf namhafte Summen, so daß er seinem Gange zu glänzen ein volles Genüge thun konnte. Sein Streben, überall die höchste Pracht, den größten Reichthum zu entfalten, rief bei den Rittern und Großen des Landes ein gleiches Streben wach. Handel und Wandel blühte, und ob die Pest auch unausgesetzt noch wüthete, in einzelnen Orten und Landestheilen Hungerstnoth herrschte, so hob und mehrte sich dennoch der Wohlstand in den Städten und auf dem Lande, Brandenburg gewann an Macht und Ansehen, und das Volk segnete die Regierung Waldemar's und legte ihm nur zu bald den Namen des Großen bei.

Unter solchen Umständen und bei diesem Streben des Markgrafen, überall Pracht und Glanz zu entwickeln, konnte es nicht fehlen, daß trotz aller Summen, die eingingen, dennoch nur zu bald wieder Ebbe in den Kassen war und der Markgraf außerordentliche Bede (Abgabe) von den Städten, gemeinhin gegen Ertheilung neuer Gerechtsame oder Bestätigung alter Privilegien, fordern mußte. Wie er dies z. B. am 20. Februar 1313 zu Schloß Groß-Schönebeck, noch im Werbelliner Forst gelegen, gegen Stadt Prenzlau that. Trotz aber dieses gegenseitigen Feilschens gleichsam zwischen Fürst und Bürger, wo Jeder von der augenblicklichen Verlegenheit des Andern den größtmöglichen Nutzen und Vortheil zu ziehen strebte, trotz der fast unausgesetzten Kriegsfehden, der Reisen und der stetigen Jagdausflüge vergaß Markgraf Waldemar dennoch niemals seiner Herrscherwürde und für das Beste seines Landes und seiner Inassen zu sorgen.

Dies bewies er namentlich und ganz besonders durch die Einrichtung eines neuen Provinzial-Gerichts oder Beyhemdings, Fehmgerichts, das er

unterm 27. Juli 1313 zu Schloß Werbellin anordnete und in's Leben rief. Dieser Erlaß, diese hier in's Dasein gerufene neue Kriminalgerichtsordnung zeigt auch zugleich, wie lieb dem Markgrafen dies Schloß am Werbellin gewesen sein muß und wie er hier vorzugsweise gern seinen Aufenthalt genommen und für längere Zeit anwesend war. Was unsere Geschworenengerichte in jetziger Zeit, wurde die neue Gerichtsorganisation für damals. Nachdem zu Frankfurt die Anzahl der Richter festgesetzt und erwählt war, sollten die Ding- oder Gerichtstage so oft als nöthig abgehalten werden. Jeder Uebelthäter, der irgend wie Mord, Raub oder sonstige Uebelthat begangen, wurde, nachdem der Ortsvorsteher des Dorfes oder der Stadt über ihn zweimal abgeurtheilt, in letzter, dritter Instanz an dies Gericht gewiesen, um hier endgültig über Leben und Tod gerichtet zu werden. Jeder Fehler, so seine Mitschuld durch Zeugen erwiesen wurde, hatte, wie der Dieb, den Tod verwirkt. Jede Stadt, jedes Schloß, das einen Missethäter wissentlich beherbergte, wurde in die Acht erklärt. Wer Gemeinschaft mit den Uebelthätern hält, wird vom Leben zum Tode gebracht. Werden Verbrecher der Art nicht gehörig verfolgt, zahlten Dorf, Stadt, Ritter und Knappen bedeutende Strafen. Das ganze Land mit allen seinen Insassen wurde gleichsam in Mitleidenschaft und mit zur Verantwortung aller zu begehenden und begangenen Uebelthaten gemacht. Denn während auf der einen Seite Leppigkeit, Glanz und Verschwendung herrschte, war andererseits durch Mißwachs, Krieg und Pest der Hunger mehr denn nur zu sehr eingekehrt und dadurch Mord und Todtschlag und eine übergroße Unsicherheit des Eigenthums und der Landstraßen zu Tage getreten. Eine fast drakonische Strenge wurde zur Nothwendigkeit und diese sollte durch dies neue Gerichtsverfahren hervorgerufen werden, mehr und mehr Willkür verschwinden und die Sicherheit des Eigenthums und des Lebens gefördert werden.

Alles dieses war auf Schloß Werbellin angebahnt und angeordnet worden, wie denn Markgraf Walbemar sich auch noch am 1. August gedachten Jahres mit der Herzogin Anna von Breslau, der Mutter seiner Agnes, die ein neues Ehebündniß eingegangen war, auf Schloß Werbellin zugleich mit dem Grafen Berthold von Henneberg befand, um hier mit genanntem Grafen wegen Zahlung bedeutender Summen an den Markgrafen zu verhandeln.

Der deutsche Orden suchte sein Gebiet nach Pommern hin stetig zu erweitern und nahm jede Gelegenheit wahr, dieserhalb mit Markgraf Waldemar in Verhandlung zu treten, Verhandlungen, die gemeinhin mit neuen Verkäufen an den Orden schlossen. Pommern, und namentlich Hinterpommern, lag von der Mark zu entfernt, so daß auf einen ruhigen Besitz dieser Landstriche von Seiten Brandenburgs nicht zu rechnen war, und so mußte ein Verkauf dieser Gebiete an den mehr und mehr erstarkenden, mächtiger werdenden deutschen Orden nur Vortheil bringend sein. Ueberdies hatte Markgraf Waldemar ganz wider Aller Erwarten sich in ein Bündniß mit Stralsund eingelassen und dadurch eine Wirrniß in den Gemüthern der Fürsten und Völker hervorgebracht, wie sie nicht größer gedacht werden konnte. Wir wissen, die Städte Rostock, Wismar, Greifswald und Stralsund waren zu einem Bunde zusammengetreten, einem Städtebund, aus dem später die Hansa entstand. Alle Fürsten, die damals im Rosengarten vor Rostock zum Fest- und Ritterspiel vereinigt waren, hatten sich gegen die Städte und zur gemeinsamen Niederwerfung derselben verbündet. Wismar war unterlegen und hatte Frieden mit seinem Fürsten schließen müssen. Rostock hatte ein Gleiches nach langer, tapferer Gegenwehr gethan. Nur Greifswald und Stralsund standen noch immer gerüstet den Fürsten gegenüber. Dies konnte und durfte nicht ferner geschehen, sollte nicht das ganze Ansehen, die Macht der Fürsten untergraben werden. Man beschloß ein gemeinsames Vorgehen gegen die beiden Genannten und forderte zu dem Behufe Markgraf Waldemar auf, dem Bunde beizutreten und den Kampf gegen die Städte mit ausfechten zu helfen. Niemand zweifelte an sofortigem Zutritte Brandenburgs.

Um so größer war daher auch das allgemeine Erstaunen und die Entrüstung der Fürsten, als das gänzlich Unerwartete und Ungeahnte geschah: Waldemar dem früheren Bunde, seinem Versprechen nicht getreu blieb, sondern sich zum Feinde schlug, in ein Trug- und Schutzbündniß mit Stralsund trat. Der Kampf konnte und mußte dadurch zu einem gewaltigen, höchst erbitterten werden. Und wenn Greifswald auch bald darauf sich zu einem Frieden herbeiließ, so setzte Stralsund mit seinem Verbündeten, dem Markgrafen Waldemar, den Krieg nur desto erbitterter und siegreicher fort, so daß das Ende desselben nicht abzusehen war.

Man kann nicht wissen, zu welchem Resultate derselbe geführt haben würde, und ob die verbündeten Fürsten nicht eben so erfolglos von den Mauern Stralsunds hätten scheiden müssen, wie später Wallenstein, der ja auch schwur die Stadt einnehmen zu wollen und wenn sie mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre, wenn nicht beide Theile ermüdet sich nach Ruhe gesehnt hätten, und so ein leidlicher Friede abgeschlossen und zu Stande gebracht wurde, nach welchem Stralsund zum Theil sich scheinbar unterwarf, im Grunde genommen seine alte Selbständigkeit aber behielt. Gedemüthigt war Stralsund nicht. Und daß dies Ziel nicht erreicht worden, maßten die Gegner allein dem Markgrafen Waldemar bei. Möchte derselbe auch zuletzt wieder zumeist die Stadt zum Frieden geneigt gemacht haben, die Fürsten konnten ihm dennoch sein Bündniß nicht vergeben, wie dies selbst die nächste Umgebung Waldemar's, die Ritter, es nicht vermocht hatten.

Der Markgraf hatte durch dies Bündniß mit Stralsund, wofür Niemand einen triftigen Grund zu ersinnen oder anzugeben vermochte, nicht allein die Fürsten und seine eigene nächste Umgebung, wie die Mehrzahl seiner Ritter und adligen Geschlechter sich entfremdet, man war auch irre an ihm und seinem Wort und seiner Gesinnung geworden. In diesem Bündniß tritt der launenhafte, excentrische, räthselhafte Charakter Waldemar's zum ersten Male klar zu Tage und es ist, als sei er selber dadurch zuerst mit sich uneins geworden, und habe er von hierab den Weg zum Niedergange angetreten. Will man die späteren Tage und Thaten Waldemar's richtig erkennen, so darf man niemals vergessen, daß sein ganzes Leben, sein Sinnen und Trachten nur auf Vergrößerung seiner Macht, seines Ansehens und auf Entfaltung äußerer Pracht und äußeren Glanzes ging. Alles, was er that und unternahm, mußte diesem Ziele dienen. Und so war das Bündniß mit Stralsund nur das Auswerfen der Fühlfäden seiner Laune, seines Stolzes, um zu sehen und klar zu legen, welch ein Gewicht sein Schwert auf der Waage hatte, wie bestimmend und entscheidend sein Wort und sein Handeln einzugreifen vermochte. Er wollte durch dies Bündniß seine eigene Macht, sein Ansehen unter den Fürsten und beim Volke prüfen. Und wenn er nach dieser Richtung hin auch mit dem Resultate zufrieden sein konnte, so mußte er andererseits doch auch wieder zu der Erkenntniß kommen, daß

in moralischer, in geistiger Hinsicht er sich durch dies Bündniß als Mensch, als Mann geschädigt habe. Er hatte das Vertrauen, welches er bis dahin allgemein befaß, in mannichfacher Hinsicht verloren. Dies fühlen, aber sich nicht eingestehen wollend, verleitete ihn nach und nach zu weiteren räthselhaften Schritten. Rechnen wir hierzu noch, daß Waldemar keinen Erben hatte, daß seine Ehe kinderlos blieb und daß daher die ganze Entfaltung seiner Macht, dies ganze Streben nach größerer Ehre und Ansehen doch mehr oder weniger ohne Fundament, niemals zur Herzenssache wurde und werden konnte. Zieht man ferner in Betracht, daß sein Glaube kein tiefbefestigter war, die Kirche und ihre Träger bei ihm trotz aller Erlasse und Geschenke an Klöster und Bischofsitze nicht in persönlichem Ansehen standen, so wird man es natürlich finden, daß sein Gemüth in Bezug auf die Kinderlosigkeit der Markgräfin mannichfachen Schwankungen und Erregungen unterworfen sein mußte, daß ein heut Unbeachtetsein der Kirche und ihrer Lehren morgen in bigotte Berknirschung und in geheime Herzensvorwürfe umschlagen mußte. Selbst Zweifel an die Gültigkeit seiner Ehe und die Frage, ob der Dispens des Papstes die nahe Verwandtschaft, in der er zu seiner Gemahlin stand, aufzuheben vermochte, so die Ehe zu einer christlichen erhebend, werden nicht ausgeblieben sein. In jedem Herzen wechseln Glaube und Unglaube ja nur zu oft, zumal wenn ersterer nicht tief im Herzen wurzelt!

Zu allem Diesem trat in das Leben des Markgrafen Waldemar und seiner Zeit ein neues Ereigniß, das alle Lande und Gemüther, namentlich die der Fürsten in Aufregung und Mitleidenschaft zog. Kaiser Heinrich war am 24. August 1313 in Italien erkrankt und gestorben. Ob er wirklich durch die Hostie beim Abendmahl vergiftet worden, wie behauptet wurde, ist niemals aufgeklärt und daher nur Sage geblieben. Genug, der Kaiserthron war abermals erledigt und Markgraf Waldemar rüstete sich, wenn nicht die Würde einzunehmen, was ja keineswegs zur Unmöglichkeit gehörte, vielmehr einige Wahrscheinlichkeit und Aussicht für sich hatte, so doch seine Stimme nur Dem zu geben, der für ihn und die Mark am folgereichsten zu wirken im Stande war, oder der durch Schwäche das eigene selbständige Vorgehen am leichtesten ermöglichte. Kaiser Heinrich war ein Luxemburger gewesen. Sein Sohn Johann, König von Böhmen, war zu jung, als daß auf ihn sich die Stimmen

zu lenken vermochten, und so kam es, daß Friedrich der Schöne von Oesterreich, König Albrecht's Sohn, Oheim von Waldemar's Gemahlin, die meisten Aussichten zur Kaiserkrone hatte. Viele Stimmen, und unter diesen auch die des Markgrafen Waldemar, einigten sich zu seiner Wahl. Aber auch von anderer Seite wurde die größte Anstrengung gemacht, die Stimme Brandenburgs zu sich herüberzuziehen. Und hier zeigt sich Markgraf Waldemar auf's Neue in nicht vortheilhaftem Lichte, indem er bei verschiedenen Parteien Zusagen gab, ohne sich doch andererseits auch wieder fest zu binden. Und so kam es denn, daß jede Partei, auf die Stimme Brandenburgs rechnend, sich nach getroffener Wahl für beeinträchtigt erachtete und ein neuer Schatten auf den Markgrafen fiel, ja Waldemar selber auf's Höchste überrascht, sich für hintergangen und betrogen erklärte.

Einigung und Eintracht war nicht erzielt und wurde nicht erzielt, alle Stimmen vereinigten sich nicht auf eine Person und so kam es, daß zwei zum römischen Könige und Kaiser erwählt wurden: Friedrich der Schöne von Oesterreich und Ludwig der Baier. Beide wurden zu gleicher Zeit, an ein und demselben Tage, den 25. November 1314, der erstere zu Bonn, Ludwig dagegen zu Aachen, als König und nachmaliger Kaiser erwählt und gekrönt. Bei letzterer Wahl, bei welcher die Stimme Brandenburgs die mit entscheidendste gewesen, hielt Markgraf Waldemar durch seinen Truchseß Nikolaus von Buch sich für hintergangen und glaubte ein hartes Strafgericht ergehen lassen zu müssen. Ob Nikolaus von Buch, der mit seiner Familie der Einzige gewesen, der zu dem Markgrafen gehalten, nachdem alle seine Vasallen ob seines Bündnisses mit Stralsund sich von ihm gewendet, wirklich Verrath geübt, das Vertrauen seines Herrn gemißbraucht hat, oder ob Waldemar durch dies Strafgericht, welches er über seinen Diener und dessen Familie ergehen ließ, das eigene Gewissen, die eigene Herzensstimme, die ihn selber im Geheimen vielleicht wegen seines zweideutigen Verhaltens anklagte, durch neues Unrecht unterdrücken oder die Meinung der Welt dadurch nur ablenken oder irre führen wollte, muß dahin gestellt bleiben. Eine Untersuchung ist gegen Buch niemals eingeleitet und seine Schuld niemals klar zu Tage gefördert worden.

Nach allgemeiner Annahme ist das Verhalten des Markgrafen bei

der ganzen Kaiserwahl ein überaus schwankendes, nach keiner Seite hin ein fest bindendes gewesen. Ob nun Nikolaus von Buch die Schuld getragen, daß Ludwig von Baiern die Stimme Brandenburgs erhalten, ob er das Vertrauen seines Herrn gemißbraucht und Verrath geübt habe, indem er wider Befehl dem Baier die Stimme gegeben, wie dies behauptet und in einem damaligen Liede besungen wurde, muß dahin gestellt bleiben. Genug, Waldemar strafte mit einer Härte, wie sie bis dahin niemals geübt wurde und geworden ist. Er zog die Güter derer von Buch ein, schädigte also alle Mitglieder des Hauses, ohne daß ein Mitvergehen denselben nachgewiesen und ließ den Nikolaus von Buch gefangen setzen, wie die Sage spricht in dem unterirdischen Gewölbe des Schlosses Grimnitz, um ihn dort dem Hungertode Preis zu geben. Die Sage spricht, man habe dem Gefangenen täglich frische Äpfel hingelegt, die er zwar sehen, aber nicht erreichen konnte, um ihm die Qual des Hungers zu vermehren. Wie aber das Volk gemeinhin geneigt ist, die größere Härte eines solchen grausamen Gewalt- oder Racheaktes nicht dem Fürsten allein, sondern vorzugsweise den ausübenden Dienern anzuhafeln, so heißt es auch hier, und die Sage behauptet es bis auf den heutigen Tag, der Gefangenwärter habe aus eigenem Rachegefühl die Äpfel hingelegt und er gehe dieserhalb noch jetzt als Hund ohne Kopf von Zeit zu Zeit umher, vergebens Erlösung von seinen Höllenqualen erwartend.

Daß dieses grausame Verfahren gegen Nikolaus von Buch alle Glieder des Hauses dem Markgrafen abwendig machte, ist natürlich. Aber auch andererseits wuchsen die Gegner Waldemar's in ungewöhnlicher Zahl, ja es schien, als lege er es förmlich darauf an, durch sein Verhalten, das oftmals an Trotz, Eigensinn und Laune zu grenzen schien, sich alle Welt abwendig machen zu wollen. Oder that er es, das Schicksal herausfordernd, seine Macht, sein Ansehen zu prüfen? In vielen seiner Erlasse, in seinen Schenkungen und Vermächtnissen finden sich jetzt die Worte: „so Gott mir Leibeserben schenket“. Die Sorge also, keinen direkten Erben zu haben, auch nicht auf einen solchen rechnen zu dürfen, da schon nach damaligem Volksglauben eine Ehe unter nahen Blutsverwandten niemals eine gesegnete, stets eine kinderlose bleiben müsse, machte sein Gemüth schwankend und verstimmt. Er fand nur in der Befriedigung seines Ehrgeizes, in der Entfaltung seiner Macht und

Größe Ruhe und Beruhigung. Es war ihm daher auch ein Leichtes, Alles auf einen Wurf, auf ein Auge zu setzen.

Markgraf Johann war im August des Jahres 1314 volljährig geworden und es gab wieder eine Ottonische und Johanneische Linie, aber Markgraf Waldemar wußte dennoch sich auch ferner in den Landen seines früheren Mündels nicht entbehrlich zu machen. Markgraf Johann, jung und zumeist kränklich und schwächlich, folgte nur zu gern und fast immer dem Willen seines früheren Vormunds.

Zwischen den Bürgern von Magdeburg und dem dortigen Erzbischof war es in Folge des ausgeübten Druckes des Letzteren zu ernstern Mißthelligkeiten und Kämpf gekommen. Markgraf Waldemar, zum Schiedsrichter aufgerufen, schlichtete den Streit. Während er aber hier mehr den Städtern entgegentrat und dem Erzbischofe zum größten Theile zustimmte, schlug er, in dem neu ausgebrochenen Streite Stralsunds mit ihrem Fürsten sich wieder, Allen unerwartet, auf die Seite der Stadt, seinem früheren Bündnisse mit derselben treu bleibend. Es rief dieses Verfahren nicht allein unter den Fürsten, sondern selbst unter den eigenen Rittern und Vasallen des Markgrafen wie auch unter denen des Markgrafen Johann, der zu Waldemar hielt, Mißstimmung hervor, so daß viele derselben zu den Gegnern übertraten, wie selbst auch einzelne der Städte, die ja damals selten auf Seite der Fürsten waren, oder wenn es geschah, zumeist nur erst nach Bewilligung neuer Rechte oder nach Bestätigung der alten. Von allen Orten und Enden tauchten neue Gegner gegen Brandenburg auf und noch niemals stand demselben eine solche Anzahl von Feinden, eine so imposante Macht kampfbereit gegenüber. Es war, als habe alle Welt dem Markgrafen den Untergang geschworen. Dennoch wankte Markgraf Waldemar nicht einen Augenblick. Ja es war, als wüchse sein Muth mit der Anzahl seiner Gegner. Er wußte, daß namentlich König Erich von Dänemark als Hauptführer der Gegenpartei es bisher niemals hatte verwinden können, daß Brandenburg ein Ländergebiet umschloß, wie es bisher noch niemals gehabt, die Mark überhaupt zu einer Macht und zu einem Ansehen gelangt war, daß kein anderer Fürst sich dem an die Seite zu stellen vermochte. Brandenburg war in jeder Hinsicht zu mächtig geworden, als daß nicht Neid und Furcht der übrigen Fürsten und Völker hätte wach gerufen werden müssen.

Ueerdies mußte der Uebermuth der Städte, namentlich der der Stadt Stralsund gebrochen werden, wenn nicht das Ansehen der Fürsten gänzlich untergraben werden sollte. Also schon um dieser Ursache willen mußte das Verfahren des Markgrafen Waldemar Allen ein unerklärliches sein und zu heftiger Gegenwehr aufreizen. Es kann also nicht Wunder nehmen, wenn es dem Könige Erich nur zu bald gelang, mehr als dreißig Verbündete zu sich heranzuziehen, während auf der Seite Waldemar's sich kaum eine halb so große Anzahl befand. Aber eben in der Menge seiner Gegner sah Markgraf Waldemar zugleich auch deren Schwäche. Er wußte, daß bei dieser Anzahl auf Einigkeit und gemeinsames Vorgehen am wenigsten zu rechnen war. Und da er wußte, daß zu einem Kriege zuerst Geld und dann nochmals Geld das Nothwendigste war, so zögerte er keinen Augenblick sich dessen zu versehen. Er verkaufte an Pommern Städte und Dörfer im Betrage von 7000 Mark und rückte dann kampfbereit ins Feindesland vor, dabei immer zugleich bemüht, einzelne seiner Gegner durch List und Ueberredung auf seine Seite zu bringen, was ihm denn auch bald bei mehreren und namentlich mit den Vasallen seines Landes und denen der Ottonischen Linie, den Vasallen des Markgrafen Johann, gelang. Auch mit der Kirche machte er Frieden und verließ dieser und jener Stiftung, diesem und jenem Kloster neue Einkünfte und Zuschüsse. Mitten im Winter rückte er, ehe die Gegner noch gänzlich kampfbereit ihm gegenüberstehen konnten, in Mecklenburg ein. Und wenn er auch hier nicht eben siegreich war, vielmehr die Belagerung der zunächst gelegenen Festung ohne Erfolg aufgeben mußte, auch später bei Schulzendorf, wo Heinrich der Löwe ihm, nachdem er in die Priegnitz vorgebrungen war, wohlgerüstet entgegentrat, ohne daß er oder sein Gegner sich den Sieg zuzuschreiben wagten, den Kampfplatz verließ, so vermochten auch die Gegner trotz gemeinsamer Belagerung Stralsunds sich keines Erfolges zu rühmen. Wie später Wallenstein mußten auch sie die Belagerung aufheben und das Lager mit allen Vorräthen der Stadt als Beute überlassen. Wie aber der ganze Kampf, der ganze Krieg ohne triftigen Grund angefangen und jahrelang weiter geführt wurde, denn das Auflehnen Stralsunds gegen den rechtmäßigen Fürsten war ein so geringes, daß hätte man Gleiches auch andererseits gethan, nirgend Ruhe gewesen wäre und die Kriege

niemals ein Ende gefunden hätten, so wurde man beiderseits der Unruhe endlich müde und sehnte sich nach Ruhe und Frieden. Letzterer kam denn auch endlich am 25. November 1317 zu Templin zu Stande, ohne daß Stralsund irgendwie in seinen Rechten und Privilegien geschädigt oder beeinträchtigt worden wäre.

Markgraf Waldemar, oftmals dem Unterliegen nahe, hatte an Macht und Landgebiet nichts verloren, und nachdem nun auch in genanntem Jahre der junge Markgraf Johann eines plötzlichen, unerwarteten Todes verstarb und er dadurch rechtmäßiger Erbe und Herrscher auch der Ottonischen Lande wurde, sein Reich an Umfang und Größe nur dem Reiche Friedrich's des Schönen von Oesterreich im Süden nachstand, war und blieb seine Stimme die mächtigste und entscheidendste im ganzen Norden, wie zumeist bei allen politischen Ereignissen. Markgraf Johann hatte ja nur drei Jahre regiert und selbst in dieser Zeit in treuer Verehrung und Anhänglichkeit zu seinem Schwager gestanden. Er hatte seinen Aufenthalt fast unausgesetzt zu Schloß Eberswalde gehabt, wo auch seine Mutter, die Herzogin Anna von Breslau, sich fast regelmäßig aufgehalten. Der Erlasse des jungen Markgrafen sind, wie dies nicht anders sein kann, im Grunde genommen wenige. Dorf Eberswalde war zur Stadt erhoben worden, wie die Kirche denn auch nicht ferner Filiale von dem weit älteren Dorfe Hegermühle blieb. Ebenso wurde den Biesenthalern auch ferner gestattet, Raff- und Lechholz aus der Werbelliner Heide zu entnehmen. Dies sind im Grunde die beiden einzigen Erlasse, die uns angehen, wie denn der letztere zugleich darthut, daß eben genannte Heide beiden Linien gemeinsam gehörte. Der plötzliche, gänzlich unerwartete Tod des noch nicht fünfzehn Jahre alten Markgrafen Johann rief natürlich die mannigfachsten, bösesten Gerüchte hervor, wie dies zumeist fast immer bei einem plötzlichen Tode der Fall. Man sprach von Gift u. s. w., ohne daß auch nur der leiseste Schatten auf Markgraf Waldemar zu fallen vermochte. Und wozu auch hätte er sich seines jungen Schwagers entledigen sollen? Es ist wahr, sein Tod machte ihn zum Erben seines Landes, aber war der junge Markgraf ihm jemals feindlich entgegen getreten? Waren beide nicht stets Hand in Hand gegangen, das Interesse des Einen nicht stets das Interesse des Andern? Und für wen arbeitete Markgraf Waldemar, was nützte ihm Macht und

Ansehen? Er ging dahin ohne Kinder. In jedem seiner Erlasse, in jeder Schenkung wird dieses Umstandes von ihm gedacht. Man sieht daraus, wie sehr dieser Sorgenwurm an seinem Herzen nagte. Und wenn er starb, mußte Markgraf Johann ihm nicht ein lieberer Erbe sein, als andere fern Stehendere, wobei die Lande noch zerstückelt werden mußten? Es fehlt also jeder, auch der leiseste Grund, dem Markgrafen eine Schuld an dem Tod des Markgrafen Johann beizumessen. Das Gemüth des Markgrafen Waldemar wird überhaupt in dieser Zeit, wie es scheint, mehr denn je umdüstert gewesen sein. Wir finden ihn selten, fast nie auf seinem geliebten Jagdschlosse Werbellin, es ist als habe er dasselbe niemals in dieser Zeit besucht, kein Erlaß hier ausgestellt findet sich vor. Nur am 23. Juni 1318 findet sich eine im Waldschlosse zu Breden bestätigte Schenkung an das Nonnenkloster zu Spandau vor, sonst scheint es, als habe er den Werbellin gemieden, als habe er durch denselben nicht erinnert sein wollen an Tage des Glücks, an die hier verlebte Jugend, die hinter ihm lag, wie er denn vielleicht auch nicht an den Tod des Nikolaus von Buch gemahnt sein wollte. Möchte er die Jagd auch hier oder dort in dem weiten Forste beginnen, die kurze Verfolgung eines fliehenden Wildes brachte ihn nur zu leicht den Ufern des Grimnissee nahe, wo die Zinnen des dortigen Schlosses ihn an eine That erinnern mußten, die er wohl nur zu gern aus seinem Leben getilgt hätte und die in der Erinnerung ihn stets schmerzlich berühren mußte. Er war bei Beurtheilung des Buch mehr einem augenblicklichen, persönlichen Rachegefühl, als dem Spruch des Rechts gefolgt und solch ein Gebahren rächt sich in eines jeden Menschenbrust. Ob spät, ob früh, es kommt. Und so wird es auch in der Brust des Markgrafen Waldemar Wurzel geschlagen haben. Zu diesem kam noch, wenn anders die Sage einen Grund von Wahrheit hat, daß eines Tages, durch einen geheimen, räthselhaften Boten veranlaßt, sich auf dem Markgrafenberge bei Rathenow neunzehn Markgrafen der Mark eingefunden hätten, erstaunt über ihre große Anzahl, fürchtend, daß die Mark auf diese Weise, da jeder von ihnen einen Erben habe und zumeist wiederum jeder mehrere Erben, durch Zerstückelung zu Grunde gehen müsse und daß diese Neunzehn nach wenigen Jahren nun fast sämmtlich vom Tode dahin gerafft seien. Es war ein trüber, düsterer Rückblick. Waldemar war der länderreichste Fürst des Nordens. Er war Inhaber der

Ottonischen und Johanneischen Lande, er hatte die Lehnsherrschaft über Pommern, Wernigerode, das Land Rottbus, ihm gehörten die Städte Meissen, Dresden, Leipzig, Freiburg u. s. w., Aschersleben mit der Stammburg seiner Väter war ihm jetzt auf's Neue vom Kaiser zuerkannt worden, er war ein überaus mächtiger, angesehener Fürst und ging dahin ohne Kinder.

Die Mark mußte nach seinem Tode in Stücke zerfallen, ein Spielball und Zankapfel habgieriger Erben! War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß sich das Herz des Markgrafen mehr und mehr undüsterte, seine Handlungsweise oft eine launen-, räthselhafte wurde und er sich zu Zeiten nach gänzlicher Ruhe, gänzlichem Frieden sehnte? Mußte er die Kinderlosigkeit seiner Ehe, den nahen verwandtschaftlichen Grad mit der Markgräfin nicht zuletzt als eine Strafe des Himmels ansehen und er sich nach einer Ausöhnung mit seinem Gewissen, mit Gott und der Kirche sehnen? Am 9. Februar 1319 war er noch zu Schloß Werbellin und verließ daselbst den Eberswalder See bei Lichterfelde. Von da ab wird des Schlosses so eigentlich niemals wieder gedacht. Und wenn der Markgraf sich auch hier und dort in der Nähe desselben aufhielt, des Schlosses selber wird niemals Erwähnung gethan. Und wenn bis dahin in seinen Erlassen und Urkunden sich zumeist noch immer die Klausel vorfindet, daß, so Gott ihm Erben geben wolle, verschwinden auch diese Worte. Einer Nachkommenschaft wird nicht gedacht, auf Kinder rechnet er nicht mehr, er spricht von nun ab nur von seinem Tode und daß, so er stirbe, er zu Chorin bei seinen Vätern begraben sein wolle. Am 14. August dieses Jahres vermacht er gedachtem Kloster noch zu Berwalde in der Neumark die drei Dörfer Golz, Buchholz und Groß-Ziethen, dann ist er dort plötzlich, unerwartet gestorben, ohne daß sein eigentlicher Todestag mit Bestimmtheit zu ermitteln gewesen wäre. Allgemein wird dieser 14. August auch als sein Todestag angenommen, auch daß er am Orte der Ausstellung, also zu Berwalde gestorben und dann zu Chorin begraben sei. Niemand aber weiß, ob Waldemar krank gewesen, noch wird irgend ein Zweifel an einem natürlichen Tode laut, wie denn auch Niemand es auffällig findet, daß ein achtundzwanzigjähriger Fürst auf Leibeserben verzichtet, an seinen Tod denkt und Bestimmungen in Bezug seines Begräbnisses trifft. Wenn nun dazumal Niemand in

diesen Aeußerungen etwas Besonderes gefunden hat, viele, die sie vernahmen, sie wohl auf den schwer zu erfassenden, phantastischen Charakter Waldemar's zurückführten, so muß es andererseits doch als überaus auffällig erscheinen, daß der Tod eines so bedeutenden Fürsten, wie der des Markgrafen Waldemar war, so unklar, so wenig eingehend, so widersprechend verzeichnet wurde. Ja es hat fast den Anschein, als habe man den Tod längere Zeit überhaupt verheimlicht, oder als habe man von vorn herein nicht recht an denselben zu glauben vermocht. Viel freilich mag zu diesem Allen auch die Wirrnis, in die der Tod das Land stürzen mußte, beigetragen haben. Jeder sah unruhigen, trüben Tagen entgegen. Die Mark umfaßte beim Tode Waldemar's die Altmark, die Priegnitz, die Mittelmark, die Uckermark, das Land jenseits der Oder und die Lausitz, also ein Ländergebiet, wie vordem kein Fürst der Askanier jemals besessen. Und der Erbe dieses ganzen Landes war ein unmündiges, kränklich-schwächliches Kind, der Neffe Waldemar's, der Sohn Heinrich's, der ja auch bereits im nächsten Jahre starb. Unter solchen Umständen war und wurde die Mark ein herrenloses Gut, nach dem Jeder die Hand auszustrecken nicht anstand.

Kaiser Ludwig der Baier hatte seinen Gegner Friedrich von Oesterreich besiegt. Ein fester, treuer Bundesgenosse im Norden mußte ihm von großer Wichtigkeit sein und so stand er nicht an, auch seine Hand nach dem herrenlosen Gute, nach der Mark auszustrecken, und verließ dieselbe seinem Sohne Ludwig. Daß dadurch der Mark kein Friede erwuchs, war gewiß. Niemand wollte und mochte den Sohn des Kaisers als rechtmäßigen Herrn anerkennen: Ritter und Städte weigerten sich die Huldigung zu leisten. Und als der Papst den Kaiser noch in den Bann that und auch in der Mark kein Gottesdienst mehr gehalten werden sollte, weltliche und geistliche Macht ewig im Kampfe lag, konnte auch für die Mark Brandenburg keine Ruhe und kein Frieden erwachsen.

Niemand vielleicht von Allen wurde durch den Tod, oder sagen wir lieber durch das Verschwinden Waldemar's, schmerzlicher berührt als die Markgräfin Agnes, seine Wittve. Noch nicht sechs Wochen waren seit dem August in's Land gegangen und schon schien alle Anhänglichkeit, alle Treue und alles Lob, das man dem Markgrafen bei seinen Lebzeiten gezollt, vergessen. Niemand hielt ihr Treue. Das Land war zerfallen

und in einzelne Stücke zerrissen. Wie konnte unter solchen Umständen ein Fremder, und war er auch ein Sohn des Kaisers, dem Lande Frieden und geordnete Zustände bringen! Die Wirrniß vielmehr wurde größer und größer, das Ansehen des Rechts schwand mehr und mehr, Mord, Brand und Raub nahmen überhand, Krankheiten und Noth lockerten und lösten die Bande.

Unter solchen Verhältnissen wurde es den Polen und den Litthauern leicht, in die Mark einzudringen und dieselbe zu verwüsten. Ob dieselben nun im Jahre 1325, wie angenommen wird, gekommen seien oder später, muß dahin gestellt bleiben. Daß dieselben aber auch bis Eberswalde und wohl auch weiter bis zum Werbellin gekommen sein müssen, beweist das Auffinden von kleinen litthauischen Hufeisen auf Feld- und Wiesengründen bei Eberswalde. Die Annahme, daß Litthauer auch die Zerstörer der Burgen Werbellin und Breden gewesen seien, ist geschichtlich nicht begründet, kann aber auch nicht widerlegt werden, wie denn auch die Annahme, daß die Quizow's die Schlösser, namentlich Schloß Werbellin, zerstört, nichts Unwahrscheinliches hat. Haben die Gedachten doch nach kaum erfolgtem Tode sich sofort mit ihrem Anhange als der Treue gegen ihren angestammten Fürsten für erledigt erachtet und sind mit den Pommern in ein Bündniß getreten. Solche Treulosigkeit der Ritter und Herren konnte nur demoralisirend auf das Volk wirken und mußte jeder Willkür Thür und Thor öffnen, das Land mußte seinem Ruin entgegen gehen, und Bürger und Bauern sich mehr und mehr nach den Glanztagen der Mark, nach den Zeiten Waldemar's zurücksehnen. Bedenkt man nun, daß selbst in einem Hause beim Todesfall eines geliebten Mitgliedes sich zuerst Niemand in das Ableben des Geschiedenen finden kann, Jeder, selbst wenn er die Leiche mit Augen gesehen, sich dennoch nicht einer Hoffnung auf eine Wiederkehr, auf ein Wiederaufleben verschließen mag, wie viel mehr muß dies bei dem Ableben eines allgemein geliebten Fürsten der Fall sein. Und bedenkt man, daß der Tod Waldemar's gänzlich unerwartet gekommen, wohl so recht fest von Vielen nicht angenommen wurde, so mußte ein Gerücht, der damals Todtgesagte sei wiedergekehrt, nur zu gern und freudig Glauben finden. Und dieses Gerücht, dieser Glaube verbreitete sich mehr und mehr und nahm endlich festere Formen und Gestalt an. Was das Volk wünscht und ersieht,

findet nur zu leicht Eingang und Glauben. Und war die Wiederkehr, wie sie angenommen wurde und laut geworden war, denn eine unmögliche, eine undenkbbare, unausführbare? Es hieß: Waldemar sei damals nur zum Schein begraben worden, sein Gewissen und ein sich selbst gethanes Gelübde habe ihn nach Jerusalem, zum Grabe des Herrn geführt zur Buße wegen seiner Ehe, die eine zu nahverwandtschaftliche gewesen und schon von Gott durch Kinderlosigkeit gestraft worden sei. Nun habe er von dem Glend seines Landes vernommen und er wäre zurückgekehrt, um die alten Tage des Glanzes und des Ansehens der Mark zurückzuführen. So hieß es; und so ging das Gerücht von Mund zu Mund, bis es zuletzt alle Herzen ergriff und erfaßte. Und lag eine solche Wallfahrt zum Grabe des Herrn, eine solche Wiederkehr nicht ganz im Geiste der Zeit? War Gleiches nicht von Hohen und Niederen mehrfach ausgeführt worden? Und wenn auch hie und da einzelne Betrüger und falsche Prätendenten aufgetaucht waren, die, gleiche Wallfahrten und Erlebnisse vorschützend, in Anderer Amt und Würden sich zu setzen versucht hatten, so waren sie doch nur zu bald als Betrüger entlarvt worden und hatten ihre Strafen davongetragen. Hier aber verlautete von einem Betrüge anfangs nichts, und das Ganze schien auf überzeugender Wahrheit zu beruhen. Die Zweifel an die Echtheit des Heimgekehrten wurden erst später laut und sind niemals zu einer vollen überzeugenden Kraft geworden. Die Sehnsucht nach dem Verlorenen war zu allgemein, als daß an seine Wiederkehr nicht mit Freuden hätte sofort geglaubt werden sollen!

Ludwig der Baier hatte keine Freunde im Lande, wie er solche sich auch nicht zu erwerben vermochte; nur Berlin und Köln waren und blieben ihm treu ergeben, woher es auch kam, daß der Markgraf viel und häufig sich zu Berlin aufhielt, wenn er in der Mark anwesend und nicht in Tirol oder beim Kaiser war. Die Zeit war eine überaus trübe und verwirrte, und niemals hat die angemessene weltliche Macht der Päpste sich Unheil bringender für Land und Volk gezeigt, als es in dieser Zeit gewesen. Kaiser Ludwig war und blieb im Bann, wie das Land, und namentlich die Mark, unter dem Interdikt zu seufzen hatte. Und wenn Bannstrahl und Fluch auch nicht mehr die Macht ausübten, wie ehemals, so war doch an eine Ruhe der Gemüther und des Landes

nicht zu denken, zumal der Papst und die ihm anhangende Geistlichkeit nicht müde wurden, das Feuer der Zwietracht und des Hasses unaufhörlich zu schüren. Alle Welt wurde angewiesen, dem Kaiser Ludwig nicht ferner die Treue zu halten, sondern Karl von Mähren, vom Papste und seinem Anhang zum Kaiser erwählt, zu huldigen. Es war und blieb eine unglückliche Zeit; eine Zeit, wie die Mark sie trauriger fast niemals gesehen. Dieselbe endete nicht, als Kaiser Ludwig im Oktober 1347 starb, denn die ihm treugebliebenen Fürsten, und unter ihnen namentlich sein Sohn, der Markgraf von Brandenburg, zögerten nicht, dem Kaiser Karl in Günther von Schwarzburg einen Gegenkaiser aufzustellen.

Um diese Zeit war es nun, daß das Gerücht von der Wiederkehr des Markgrafen Waldemar mehr und mehr festere Gestalt annahm. Viele wollten den geliebten Herrn gesehen und erkannt haben. Mehr und mehr hieß es: er sei zurückgekehrt, weil des Landes Noth ihm zu Herzen ginge, es ihn schmerze, daß die Mark nicht mehr den Anhaltinern gehöre, das Haus der Askanier Land und Erbe verloren habe. Bedenkt man, daß die Mark unter schwerem Drucke seufzte, daß man gegenwärtig nur der Lichtseiten der Regierung Waldemar's gedachte, daß ein Verschwinden vor achtundzwanzig Jahren, wie eine gegenwärtige Wiederkehr nicht zur Unmöglichkeit gehörte und ganz im Geiste der Zeit und in dem Charakter des Fürsten lag, so kann und wird man es auch nur natürlich und in der Ordnung finden, daß seine Wiederkunft nur von Wenigen beweifelt wurde. Waldemar's erstes öffentliches Auftreten beim Erzbischofe Otto von Magdeburg durch Becher und Ring ist bekannt, um hier des Weiteren noch erwähnt zu werden. Vom Erzbischofe als der echte, wirkliche Waldemar anerkannt und von demselben aufgefordert, nicht ferner als unscheinbarer Pilger durch die Lande zu ziehen, sondern als Fürst aufzutreten, der, von des Landes Noth und Drangsal getrieben, zurückgekehret sei, sein Markgrafenthum sich und seinen rechtmäßigen Erben, dem Herzoge von Sachsen und den Grafen von Anhalt, als den Fürsten des Askanischen Hauses und Stammes, wiederzugewinnen, eilte er nach Wolmirstädt, wo auch auf dem dortigen Schlosse des Erzbischofs die Anhaltiner ihn fanden und als den wahren heimgekehrten Waldemar erkannten. Die Markgräfin Agnes, seine Gemahlin, war bereits verstorben und konnte also kein Zeugniß

für den Heimgekehrten abgeben, wie dies viele ältere Leute, aus der Nähe und Ferne kommend, thaten. Während nun Waldemar, als rechtmäßiger Fürst auftretend, sich wieder wie vor Zeiten den Stralsundern zuneigend, jetzt sich auch wieder auf die Städte und weniger auf die Ritter und Mannen stützte, wurden ihm überall, zumal den Städten, Freiheiten gewährt wurden, wie dieselben vordem niemals besessen und niemals zu erringen gewagt und gehofft, die Thore geöffnet; die Altmark und die Priegnitz fielen ihm ohne Schwertschlag zu, und es wurde ihm möglich, in der Mittelmark, vor Brandenburg, mit einem ansehnlichen Heere zu erscheinen. Markgraf Ludwig war im Süden und scheint im Anfange die ganze Bewegung nicht für bedeutend genug erachtet zu haben, um seine Rückkehr zu beschleunigen. Von Brandenburg hatte Markgraf Waldemar seinen Zug nach Cremmen fortgesetzt, wo er mit den Herzögen von Mecklenburg und Pommern zusammentraf, mit deren Hülfe, nachdem die besagten Fürsten ihn als den wahren, rechtmäßigen Waldemar erkannt hatten, auch Prenzlau, Angermünde, Eberswalde und Spandau ihm zufiel; worauf, nach mehrfacher Aufforderung, auch endlich Berlin und Kölln ihn anerkannten und ihm die Thore öffneten. Den Städten allen, die freiwillig oder nach geringfügigem Widerstande den Markgrafen Waldemar anerkannten, wurden zumeist bedeutsame Gerechtsame und Gnadenakte zu Theil, wobei nur dies Eine auffällig, daß die den Markgrafen begleitenden Fürsten der Anhaltiner jede Schenkung der Art gevollborthet, d. h. gleichsam als Vormünder des Ausstellers bestätigt haben, was nur geschehen konnte, wenn der Verleiher des Gnadenaktes bereits das sechszigste Jahr überschritten hatte, wo es gestattet war, sich einen Vormund zu wählen, oder so Unzurechnungsfähigkeit, Wahnsinn, Manomanie vorhanden war, wo es gesetzlich geschehen mußte. Da nun Waldemar das sechszigste Jahr noch nicht erreicht hatte, da er erst in das siebenundfünfzigste getreten war, so muß eine zeitweise oder immerwährende Unzurechnungsfähigkeit angenommen werden. — Und erstere Annahme wurde, als zu Recht bestehend, von einem damals am Hofe des Erzbischofs von Magdeburg lebenden Chronisten angeführt und beglaubigt.

Das zeitweise räthselhafte Wesen des jungen Waldemar war in den Jahren seiner Abwesenheit durch Leiden, Entbehrungen und zeitweisen Gewissensbissen zu Hallucinationen, temporärem Wahnsinn ausgeartet.

Hält man diese Annahme fest — und dieselbe wird bei genauer Einsicht und Erwägung sich als die allein richtige und mögliche ergeben — so erklärt sich Alles. Nicht allein die näheren Verwandten und viele mit ihm früher in Berührung gekommene ältere Personen erkannten in dem Wiedergekehrten den echten, wirklichen Waldemar an, wie dies denn auch namentlich von dem Erzbischof Balduin von Trier geschehen, der nicht allein mit dem jungen Markgrafen vielfach in Berührung gekommen, sondern der auch mit dem Heimgekehrten zu Köln für mehrere Tage, und überaus wichtige Tagen, wo die Stimme Waldemar's von höchster Bedeutung war, zusammentraf. Wäre Waldemar ein Betrüger gewesen, wozu ihn spätere Schriftsteller und zur Zeit nur einzelne seiner Gegner stempeln wollten, in den Tagen zu Köln wäre er erkannt worden. Der wirkliche, wahre Waldemar war heimgekehrt; aber er war heimgekehrt von Sehnsucht getrieben, von Heimweh gefoltet, als ein müder, zeitweise gestörter Greis, der, von dem Elend des Landes getrieben, zu öffentlichem Auftreten sich aufstachelte und treiben ließ, der aber in frühzeitiger Müdigkeit des Alters zu energischer Thatkraft sich nicht mehr aufzuraffen vermochte. Was er that, er that es nicht für sich, sondern er that es durch die Fürsten seines Stammes und durch die Noth und das Elend des Landes getrieben. Daher schreiben sich die wenigen Erlasse und Urkunden aus der Zeit seiner Wiederkehr, wie auch wohl die Schen, die Orte wieder zu betreten, wo er einst wohl die glücklichsten Tage seines Lebens verlebt hatte. Schloß Werbellin, Schloß Breden war zerstört, und, wie wohl als gewiß und als bestimmt angenommen werden darf, von den räuberischen Pitthauern, denn es findet sich kein Hauch von einer Spur, daß das Schloß zur Zeit des Heimgekehrten noch bestanden habe oder kurz vorher etwa von den Rittern, den Quizows, die ja gar nicht zu diesen Zeiten als bedeutend und eingreifend auftraten, wie dies z. B. mit denen von Kröchern, Putliz und Alvensleben der Fall war. Niemals wird des Schlosses auch nur noch mit einem Worte gedacht. Die Stätte, wo Schloß Werbellin und Schloß Breden gestanden, war wie hinweggefegt; selbst der ganzen Werbelliner Heide wurde kaum noch gedacht. Nach Schloß Grumnitz zu gehen, hatte Waldemar keine Ursache. Er wird das Schloß wie die Gegend schon um der Erinnerung an Nikolaus von Buch willen gemieden haben, abgesehen davon, daß er sich in den Tagen seiner Wiederkehr fast

einzig und allein nur auf Kriegszügen, auf Wegen zur Anerkennung seiner
 Echtheit befand. Er muß sich stets in einer Aufregung und im Wider-
 streit schmerzlicher Gefühle befunden haben, die der Heilung seines Ge-
 müthes und seines inneren Friedens nicht zuträglich sein konnten. Daher
 sein Schwanken, seine Müdigkeit, die ein energisches, rasches Handeln nur
 zeitweise zuließ. Er ließ mehr Alles über sich ergehen, als daß er selber
 sich zum Lenker der Gefühle aufwarf. Aus diesem Grunde erklärt es sich
 auch, daß Kloster Chorin mit seinem Abte und seinen Mönchen in diesen
 Tagen von allen Seiten mehr gemieden, als aufgesucht wurde. Die
 Mönche des Klosters trugen den Mantel auf beiden Schultern; sie
 schwankten von Einem zum Andern und suchten es mit Niemand zu
 verderben. Sie nahmen für Niemand Partei und daher scheute sich
 Jeder, ihr Urtheil in dieser Sache nachzusehen. Das ganze Land, die
 Mark, war dem Heimgekehrten bereits zugefallen, mit Ausnahme der
 Neumark und Lebus. Beide Theile rüsteten sich zu fortgesetztem Kampf
 und sahen sich nach neuen Bundesgenossen um. Kaiser Karl IV. von
 Böhmen kam mit ansehnlichem Heere und erkannte im Lager bei Heiners-
 dorf, nicht fern von Müncheberg, den Heimgekehrten als den wirklichen,
 rechtmäßigen, echten Markgrafen Waldemar an. Als es jedoch zu ent-
 scheidendem Kampfe bei Frankfurt gegen den zurückgekehrten Markgrafen
 Ludwig von Baiern kommen sollte, brach er nur zu leicht sein Lager ab,
 als es hieß, die Pest, der schwarze Tod genannt, eine Krankheit, die bereits
 seit längerer Zeit überaus verheerend wirkte, sei in den Reihen seiner
 Krieger ausgebrochen. Kaiser Karl war kein Kriegsheld; er suchte mehr
 auf krummen, als geraden Wegen zu seinem Ziele zu gelangen. Alle
 Schichten der Gesellschaft waren unterwühlt; das Ansehen nach jeder
 Richtung hin untergraben; das Ansehen der Kirche im höchsten Grade
 gesunken; Willkür herrschte überall und der krasseste Egoismus war die
 Triebfeder der meisten Handlungen. Das ganze Land war in Parteien
 gespalten; Niemand erwog das Recht, Jeder nur den Vortheil. Nachdem
 Kaiser Karl sich dem Markgrafen Waldemar zugeneigt, wurde ihm in
 der Wahl des Grafen Günther von Schwarzburg ein neuer deutscher
 Kaiser zur Gegenwehr erwählt, bis derselbe nach kurzem Auftreten, wie
 man allgemein annimmt, durch Gift beseitigt wurde und Karl IV. wieder
 alleiniger Kaiser im Reiche war. Und dieser, nachdem er nach dieser

Richtung hin seinen Thron auf's Neue befestigt sah, stand nicht an, sich die plötzliche Annäherung des Markgrafen Ludwig von Baiern gefallen zu lassen, bis er schließlich, mit durch den Stiefbruder des Markgrafen, Ludwig dem Römer, der die Regierung der Mark statt seines älteren Bruders Ludwig übernommen, getrieben, den früher für den echten, wirklichen Waldemar erklärten Markgrafen von Brandenburg für einen Betrüger erklärte und allen Einwohnern, allen Rittern, Städten und Dörfern befahl, sich nunmehr zu ihrem rechtmäßigen Fürsten, dem Markgrafen Ludwig dem Römer, zu wenden, dem zu huldigen und ihm den Eid der Treue zu leisten. Und wie es im Leben der Einzelnen, so erging es hier im großen Ganzen. Eine Stadt nach der andern, ein Ritter nach dem andern sagte sich los und ging zum Baier über, bis endlich Waldemar, des langen Haders müde und in Rücksicht auf des Landes Wohl, abtrat. — Mit aller Würde seines Standes brachte er am Anhaltiner Hofe die letzten Tage seines Lebens zu, bis der Tod ihn im Jahre 1357 von aller Mühsal erlöste. Er wurde daselbst, wie es einem Fürsten gebührt, begraben und vor dem Altar einer Kapelle zu Dessau beigesetzt.

Nachdem, wie bekannt und anderweitig zu lesen, der hohe Herr sich aller seiner Würden und Hoheitsrechte freiwillig entsagt hatte, um die letzten Tage seines Lebens in friedlicher Stille und Abgeschiedenheit hinzubringen, schrieb er zum Abschiede, seine Unterthanen ihrer Eide, die sie ihm geschworen, entbindend: „Wir Waldemar, von der Gnade Gottes Markgraf zu Brandenburg und zur Lausitz, des heiligen Reiches Erzkämmerer, bekennen öffentlich in diesem Briefe allen guten Leuten, die ihn sehen, hören und lesen, daß wir mit gutem Willen und vorbedachtem Muth die treuen Leuten aufheben die Huldigung, die sie uns gethan haben, so daß nicht wir, noch keiner unserer Freunde einige Anforderung darum thun sollen. Und danken ihnen fleißig, und weisen sie an den durchlauchtigen Fürsten Ludwig, Markgrafen zu Brandenburg. Zu einem steten Zeugniß haben wir diesen Brief gegeben mit unserem Insiegel zu Dessau, nach Gottes Geburt 1355, am Dienstage nach dem Sonntage Oculi in der Fasten.“

So trat Markgraf Waldemar von dem Schauplatz seiner Thätigkeit. Er lebte still, geachtet, geehrt am Hofe zu Dessau, bis der Herr ihn, wie

wir bereits gesagt, zwei Jahre später von dieser Erde abrief. Johann von Buch, der Sohn jenes von Waldemar so schwer gerichteten Nikolaus von Buch, der sich ganz auf die Seite des Baiern geworfen hatte und wohl namentlich mit zur Verwerfung und Nichtanerkennung des Markgrafen beigetragen hatte, konnte sich dennoch nicht enthalten, bei dem Erlaß obigen Scheidebriefes zu äußern: Er ist größer im Scheiden als im Kommen — und im Entfagen herzwinnender als im Fordern.

Gewiß ein vollgültiges, wenn auch widerwilliges Anerkennungszeichen der Echtheit des Heimgekehrten, wie denn zur Zeit seines Lebens und kurz nach seinem Tode an der wirklichen Wiederkehr des Markgrafen Waldemar nicht gezweifelt und seine Echtheit nicht angetastet wurde. Er war ein Opfer der Zeit, der Verhältnisse und seiner Feinde, wie des Wankelmuths seiner Freunde geworden. Wäre Waldemar, der Heimgekehrte, ein Betrüger gewesen, wozu ihn spätere Schriftsteller, die ihm selber und seiner Zeit fern gestanden, machen wollten und machten, so daß sein Bild noch heut in der Geschichte schwankt, — er hätte bis auf den letzten Blutstropfen gekämpft, um lieber den Tod auf dem Schlachtfelde zu finden, denn den doch immer zu fürchtenden der Schande, so er als Betrüger entdeckt würde. Er hätte durch Erlasse und Verbriefungen sich Reichthümer zu erwerben gesucht, um bei etwaiger Entdeckung seines Betruges Mittel zur Flucht und zur Bestechung zu haben. Von diesem Allen findet sich nichts vor. Ueberaus wenige Erlasse des Heimgekehrten finden sich. Alle seine Handlungen, seine Thaten geben Zeugniß von seiner Liebe zum Volk, zum Lande. Und so wird die Meinung mehr und mehr Raum gewinnen, mehr und mehr zu fester Ueberzeugung werden, daß es einen Betrüger Waldemar als Markgrafen von Brandenburg nicht gegeben, daß die Sage von dem Müller Jakob Rehbock ein Märchen, sondern daß der sogenannte falsche Waldemar nicht ein falscher, sondern der echte, wahre Waldemar gewesen sei. Groß durch seine Thaten und Erfolge in seinem gleichsam ersten Leben; achtungswerth bei seiner Wiederkehr, seinem gleichsam zweiten Leben, durch seine Mäßigung und durch seine Entfagung.

Und wenn daher auch selbst neuere Schriftsteller noch, wie z. B. Netterodt, in seiner Darstellung Günther's, des Grafen Schwarzburg, des

dem Kaiser Karl gegenübergestellten Gegenkaisers mit mehr leidenschaftlicher Verherrlichung seines Helden, als kritischer Schärfe von dem Heimgekehrten als einem Betrüger sprechen, so sind dies mehr oder weniger vereinzelte Parteischriften, die auch über kurz oder lang verstummen werden, um der richtigen Ueberzeugung Platz zu machen.

Ist aber der Heimgekehrte der echte Waldemar zugleich, so müssen die Stätten, wo er gelebt, von Interesse sein, und namentlich und vor allen Dingen der Ort, wo er so oft und so gern verweilt, wo er die schönsten und besten Tage seines thatenreichen Daseins verlebt. Und wie um den Staufeu, nach des Dichters Wort, noch ein seltsam Licht strömt, aus dem die Erinnerung Gestalten bildet aus jener großen Zeit, so auch bleibt der Ort, wo die Burg der Askanier, diesen Hohenstauferu der Mark, an Werbellin gestanden, gezeit und die Erinnerung wirft ihr hehres Licht auf Wald und See.

Burg Werbellin fiel nach kurzem Glanze und Dasein. Keine Urkunde findet nach dem Jahre 1319 sich noch auf Schloß Werbellin ausgestellt; nur einmal noch, im Jahre 1355, datirt Markgraf Ludwig der Römer eine Urkunde: „in merica Werbelyn, prope stagnum Verbelin (Gercken, Cod. VI, 518) und besagt die unständliche Bezeichnung dadurch, daß Schloß Werbellin nicht mehr gestanden. — Jetzt, nach langer Vergessenheit, will es in der Erinnerung gleichsam aufs Neue erstehen nach langem Winterschlaf. Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht, sagt unser größter Dichter; nach Jahrhunderten klingt sein Gedächtniß späten Enkeln wieder.

Schloß Grimnitz erhielt sich bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts und wird seiner in der Geschichte wie in den Tagen der Fürsten noch oftmals gedacht. Doch die Zeiten jenes Glanzes, jene Zeit eines Otto mit dem Pfeil, eines Waldemar kehrten auch für Schloß Grimnitz niemals wieder; die Harfen der Ehrenden waren für immer verstummt — und um Wald und See am Grimnitz und Werbellin ließ die Sage ihre Epheuranken wachsen, träumte der Romantik süßverschlafenes Kind. Jahrhunderte gingen vorüber; des Wildes im Walde am Werbellin wurde weniger, aber seine Fülle und Menge blieb dennoch erstaunenerregend.

Die Bäume des Waldes rauschen wie ehemals; es spiegelt der Mond sich
in den Fluthen des Sees.

Die Burgen und Schlösser der Askanier sind gefallen, aber die
Sage lebet fort.

Wie ein Gottesauge glänzet,
D'rüber dunkle Brauen glühn,
Liegt, von Berg und Wald umfränzet,
Märchenhaft der Werbellin.

Und das Nebelkind, die Sage,
Schmücket ihn mit Blüth' und Kranz;
Längst vergess'ne, schöne Lage
Steigen auf in vollem Glanz.

Auf der Fluth, im Abendfeuer,
Schwimmt ein Schifflein sonder Eil',
Graugelockten Haars am Steuer
Lehnet Otto mit dem Pfeil.

Heilwig, seines Herzens Minne,
Schaut ihn blauen Auges an;
Und es geht ihm durch die Sinne,
Was sie einst für ihn gethan;

Wie sie ihn aus Haft und Banden
Jüngst befreit durch Muth und List,
Fürst und Held er seinen Landen,
Dichter ihr geworden ist.

Lieder tönen, Harfen klingen,
Und ein Stern vom Himmel fällt.
Ferner, ferner schallt das Singen —
O, wie schön ist doch die Welt!

Well' auf Welle schäumt zur Stunde,
Mond vollendet seinen Lauf,
Aus versunkner Stadt im Grunde
Läuten Glocken dumpf herauf.

Wie ein Gottesauge glänzet,
D'rüber dunkle Brauen glühn,
Liegt, von Berg und Wald umkränzet,
Märchenhaft der Werbellin.

Wald und See im Wolkendunkel!
Trägen Flug's ein Weihe dort,
Stille rings, dann Sterngefunkel —
Und die Glocken läuten fort.